

# KONTINENT DER HOFFNUNG

ÜberLeben auf dem Land

Perspektiven für Lateinamerika



**adveniat**

für die Menschen  
in Lateinamerika

In der Reihe „Kontinent der Hoffnung“ erschienen bisher unter anderem:



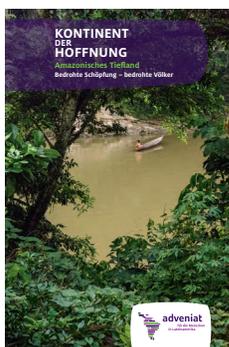
**Das Wissen teilen –**  
Ganzheitliche Bildung in LA  
Bestellnummer KH 33



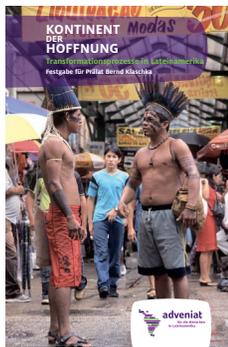
**Hoffnung auf eine bessere Zukunft –**  
Jugend in Lateinamerika  
Bestellnummer KH 34



**Gerechtigkeit schafft Zukunft –**  
Friedensarbeit in Lateinamerika  
Bestellnummer KH 35



**Amazonisches Tiefland – Bedroh-**  
te Schöpfung – bedrohte Völker  
Bestellnummer KH 36



**Transformationsprozesse in Latein-**  
amerika – Festgabe Prälat B. Klaschka  
Bestellnummer KH 37



**Faire und menschenwürdige Arbeit –**  
Der Arbeitsmarkt in Lateinamerika  
Bestellnummer KH 38



**Verantwortung wahrnehmen –**  
Jugend in Lateinamerika  
Bestellnummer KH 39



**Verantwortung wahrnehmen –**  
Nach dem Weltjugendtag in Panama  
Bestellnummer KH 40



**Den Frieden gestalten –**  
Alternativen in Lateinamerika  
Bestellnummer KH 41

**Weitere bisher erschienene Titel aus der Reihe „Kontinent der Hoffnung“:**

Karibik – Auf den Spuren des Kolumbus

Guyanas – Das andere Amerika

Guatemala – Zwischen Vergangenheit und Zukunft

Ecuador – Gerechtigkeit für alle

Bolivien – Im Teufelskreis der Armut

Großstädte – Zwischen Wellblech und Beton

Brasilien – Mehr als Fußball und Favela

Mexiko – An der Grenze Lateinamerikas

Die Anden – Unterwegs zwischen Himmel und Erde

Haiti – Der Armut trotzen

# **KONTINENT DER HOFFNUNG**

**ÜberLeben auf dem Land**

**Perspektiven für Lateinamerika**

# Inhalt

Zum Geleit	3
Ländlichkeiten in Zeiten der Globalisierung	4
Engel der Quilombolos	12
Extraktivismus und ländlicher Raum in Lateinamerika	24
Kleinbäuerliche Betriebe versus Agrobusiness	32
Hoffnung angeknipst	38
Landgrabbing für deutsche Pensionen	46
Konflikte um das Land	52
Die andere Seite der „Green Economy“	58
Bauern ohne Land	64
Palmöl in Lateinamerika	70
Ohne Frauen läuft's nicht	74
Ein desolates Gesundheitssystem – und jetzt auch noch Corona	80
„Die ländlichen Regionen sind ein Lehrplan für unsere Zivilisation“	84
Lesehinweise zum Thema	88
Impressum, Autoren	89

# Zum Geleit

## ÜberLeben auf dem Land – Perspektiven für Lateinamerika

Die Gesundheitssituation auf dem Land ist fast ebenso prekär wie die Lebensumstände der Menschen, die dort leben. Die Gesundheitsstationen zum Beispiel sind in der Regel miserabel ausgestattet, denn es gibt dort kaum Diagnosemöglichkeiten, Medikamente und Schutzkleidung. Und dann kam im Mai 2020 Corona.

Das Virus trifft mit der Landbevölkerung auf eine besonders verletzte Gruppe von Menschen, deren Immunabwehr aufgrund ihrer Armut, dem chronischen Leiden an Infektionskrankheiten sowie ihrer schlechten Ernährungssituation bei einer Infektion mit dem Virus schnell überfordert ist. Wegen der oft miserablen Trinkwasserversorgung, der schwierigen sanitären Situation und mangelnder Aufklärung ist es fast unmöglich, einfache Hygienestandards einzuhalten.

Das Panorama ist düster. Es werden auf dem Land viele Menschen direkt an Corona sterben oder an den Folgen, die die Krise mit sich bringt, wie zum Beispiel die sich ständig verschlechternde Ernährungssituation der Menschen: Der „Corona-Hunger“ steigt, weil es Engpässe bei der Nahrungsmittelversorgung gibt, die Lebensmittel teurer werden und die Armen wegen der Lockdowns und der Quarantänemaßnahmen erhebliche Schwierigkeiten haben, für ihr Auskommen selbst zu sorgen.

Die Recherchen für das Heft „ÜberLeben auf dem Land“ aus der Adveniat-Reihe „Kontinent der Hoffnung“ haben zu großen Teilen noch vor dem Ausbruch der Corona-Pandemie stattgefunden. In Beiträgen von Fachleuten aus Deutschland und Lateinamerika wird die Situation des Lebens auf dem Land aufgezeigt. Fotoreportagen

Abbildung oben:

Pater Michael Heinz SVD.

Abbildung Titelseite:

Arnaldo da Silva Vieira, 62, Präsident der Einwohnerversammlung des Quilombos Croatá am Río São Francisco in Brasilien.



schildern konkrete Beispiele und verdeutlichen, wie das Lateinamerika-Hilfswerk Adveniat gemeinsam mit der Kirche vor Ort den Menschen in den ländlichen Regionen hilft, ihre Rechte durchzusetzen und gemeinsam ihr Überleben zu sichern. Aus aktuellem Anlass haben wir zudem einen Hintergrundbericht über das desolate Gesundheitssystem Lateinamerikas, auf das jetzt auch noch die Corona-Krise trifft, aufgenommen und mit dem Leiter der Projektteilung besonders auf die Corona-Nothilfe von Adveniat geblickt.

Adveniat möchte auch mit dieser Ausgabe des „Kontinents der Hoffnung“ dazu beitragen, dass in Deutschland viele Menschen von der Situation in Lateinamerika und der Karibik erfahren und solidarisch mit ihren Schwestern und Brüdern teilen, damit ÜberLeben auf dem Land auch in Lateinamerika möglich ist.

Viel Freude beim Lesen wünscht Ihnen

Pater Michael Heinz

Adveniat-Hauptgeschäftsführer

# Ländlichkeiten in Zeiten der Globalisierung

Von Prof. Dr. Martina Neuburger, Universität Hamburg

Seit Langem ist bekannt, dass ländliche Räume in Lateinamerika intensiven Globalisierungsprozessen unterliegen. Diese verstärken scheinbar die Homogenisierung von ländlichen Räumen, denn durch wachsende globale Ströme von Personen, Waren, Kapital, Informationen, Normen und Werten werden selbst ländlich-periphere Gebiete zunehmend in globalisierte Netzwerke und Strukturen eingebunden. Diese Prozesse sind teilweise global gesteuert, teilweise werden sie jedoch lokal initiiert und bilden ein dynamisches Wechselspiel vielfältiger Verwobenheiten globaler und lokaler Strukturen.

Dabei erscheint besonders relevant, dass die ländlichen Regionen Lateinamerikas geprägt sind von einer extrem ungleichen Verteilung der Zugangsrechte zu Ressourcen – vor allem Land, aber auch Wasser, Wald, mineralische Rohstoffe etc. –, von prekären, teilweise sklavenähnlichen Arbeitsverhältnissen, aber auch von Widerständen in organisierter und alltäglicher Form. Diese Rahmenbedingungen basieren auf (post-)kolonialen Ungleichheiten, die bis heute wirksam sind und in aktuellen Entwicklungen – in den Agrarreformen der 1950er und 1960er Jahre, in den Agrarkolonisations- und Modernisierungsmaßnahmen der 1970er und 1980er Jahre sowie in den Nachhaltigkeits- und Klimaschutzpolitiken der 1990er und 2000er Jahre etc. – durchscheinen.

## Facetten der Globalisierung in ländlichen Räumen Lateinamerikas

Eine Vielzahl von Globalisierungseinflüssen in den ländlichen Räumen Lateinamerikas zeigt erst seit Beginn der 1990er Jahre deutlich Wirkung (siehe Abb. S. 6). Dieses relativ späte Einsetzen der Globalisierung in Lateinamerika hängt eng damit zusammen, dass vielfach Militärdiktaturen im Sinne der importsubstituierenden Industrialisierung die

Binnenmärkte über Jahrzehnte abschotteten und zur Sicherung ihrer Macht die politische Freiheit der Bevölkerung und die freien Marktzugänge stark einschränkten. Die meisten Staaten Lateinamerikas öffneten – nicht selten unter Druck von Weltbank und IWF, die in der Schuldenkrise der 1980er Jahre als Bedingung für neuerliche Kreditvergaben Strukturanpassungsmaßnahmen einforderten – ihre Märkte, privatisierten staatliche Unternehmen und reduzierten die Staatsausgaben durch den Abbau sozialstaatlicher Einrichtungen. Diese Politiken hatten weitreichende Folgen in Wirtschaft, Gesellschaft und Politik und blieben auch nicht ohne Folgen für die Natur.

## Globalisierungspänomene in der Wirtschaft

Im Zuge der Öffnung der Agrarmärkte sind ländliche Räume Lateinamerikas einer globalen Konkurrenz ausgesetzt. Als Standorte für die landwirtschaftliche Produktion von Lebens- und Futtermitteln sowie Rohstoffen können zahlreiche lateinamerikanische Regionen durch niedrige Bodenpreise und billige Arbeitskräfte bei gleichzeitig relativ hohen technologischen Standards und einem guten Ausbildungsniveau weltweit konkurrenzfähig arbeiten. In den entsprechenden Gewinner-Regionen modernisiert und spezialisiert sich die Landwirtschaft, setzt neueste Technologien und importiertes Wissen ein und richtet die Produktion auf den Weltmarkt aus. Die entsprechenden Wertschöpfungsketten werden im Wesentlichen von transnationalen Konzernen kontrolliert. Die



Konzerne engagieren sich jedoch selten selbst in der Produktion, sondern binden die Produzent\*innen über Kredit- und Lieferverträge an sich und verlagern damit das Produktionsrisiko auf die landwirtschaftlichen Betriebe. Nur vereinzelt im Bereich der *high value products* – hochwertiger Produkte vor allem in der Wein-, Gemüse- und Obstproduktion – steigen Agroindustrie-Unternehmen in die Produktion ein, um ausreichende Liefermengen in der geforderten Qualität zu garantieren.

Durch die Globalisierung der Landwirtschaft entstehen Inseln der in globale Wirtschaftskreisläufe integrierten Bereiche, die meist an sehr spezifische Produktgruppen gekoppelt sind, wie beispielsweise:

- Sojaanbau in Brasilien, Argentinien, Bolivien, Paraguay und Uruguay;
- Wein-, Obst- und Gemüseanbau in den Bewässerungsoasen in Peru, Chile und Argentinien sowie im Rio São Francisco Tal in Brasilien;
- Gewächshauskulturen für Schnittblumen in Kolumbien und Ecuador;
- Rindermast in Argentinien, Südbrasilien und Uruguay;
- Tabak in Südbrasilien.

Für die Regionen bedeutet die Expansion solcher globalisierter Produktionsformen, dass die Beanspruchung des Bodens und damit die Degradierung von Boden und Ökosystem wächst. Grundsätzlich haben in sozialer Hinsicht die Intensivkulturen sehr viel größere Beschäftigungseffekte als die stark mechanisierten bzw.

mechanisierbaren Anbauprodukte Soja, Zuckerrohr oder Getreide. Unabhängig davon werden jedoch ressourcenarme Kleinbauer\*innen aus solchen Regionen verdrängt, da sie nicht das notwendige Kapital haben, um ihre Produktion entsprechend zu modernisieren. Häufig werden sie auch von ihrem Land vertrieben, wenn sie keinen formalisierten Landtitel besitzen und die modernisierten Betriebe ihr Land wissentlich oder unwissentlich vom Staat oder anderen im Kataster eingetragenen Besitzer\*innen kaufen oder pachten, um ihre Anbauflächen auszudehnen. Gegen diese Verdrängungsprozesse, die durch die Globalisierung erneut an Dynamik gewonnen haben, wehren sich die betroffenen Bevölkerungsgruppen der ländlichen Räume. Neben relativ kapitalkräftigen Betrieben, die spezialisierte Marktnischen mit hochwertigen Produkten, Fairtrade oder Öko-Produkten erschließen konnten, haben auch die ressourcenarmen

Abbildung Seite 5:

Der Gemüsegarten des Kleinbauern José Rodrigues Alves in Juazeiro am Rio São Francisco (Bundesstaat Bahia, Nordostbrasilien) wird von der gesamten Familie in Gemeinschaftsarbeit bestellt.

Familien Strategien entwickelt, um sich gegen Verdrängung und Proletarisierung zu wehren. Die landlos gewordenen Kleinbauer\*innen schließen sich zunehmend zu neuen sozialen Bewegungen zusammen und haben sich inzwischen weltweit über die *Vía Campesina* vernetzt.

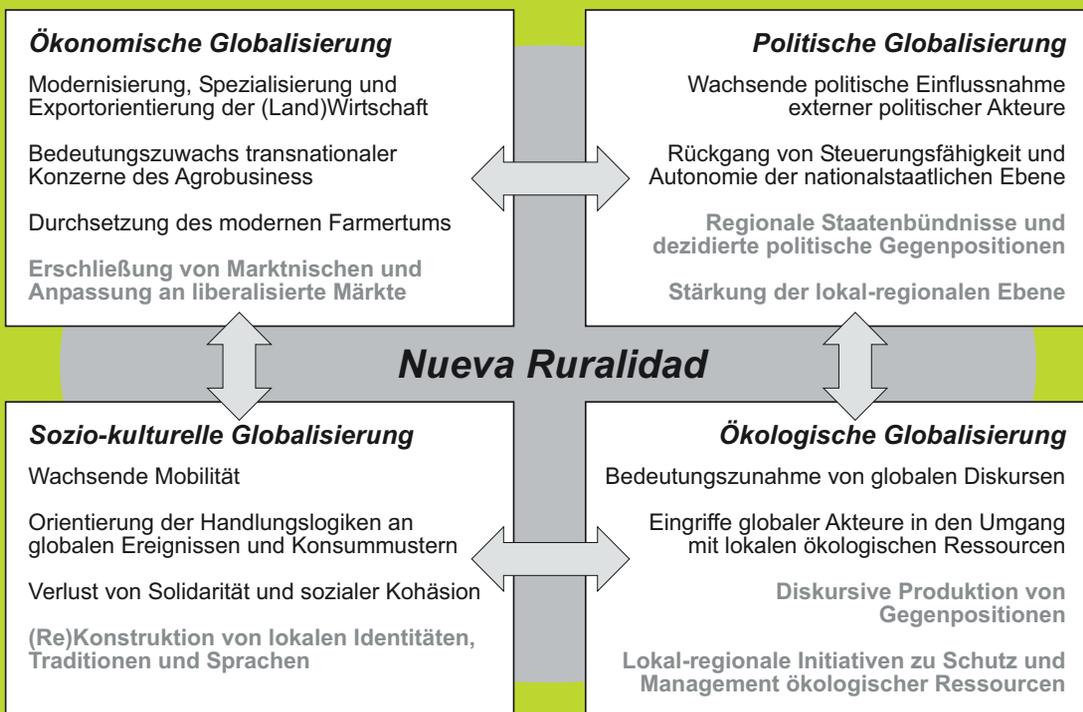
Neben der Landwirtschaft setzen sich auch in den anderen Wirtschaftssektoren, die für ländliche Räume in Lateinamerika relevant sind, zunehmend globalisierte Produktionsformen durch. Im Bergbau beispielsweise werden verstärkt nationalstaatliche Bergbaugesellschaften privatisiert und Abbaukonzessionen an internationale Investor\*innen vergeben. In den direkt angrenzenden Gebieten sind aufgrund des hohen Mechanisierungs- und Automatisierungsgrades nur sehr geringe Regionalentwicklungseffekte des Bergbaus zu erkennen, auch wenn die Unternehmen – teilweise über die Bezahlung von vertraglich festgesetzten *royalties* – Projekte zur sozialen und wirtschaftlichen Entwicklung in der Region durchführen, die dann in den jeweiligen Nachhaltigkeitsberichten der Unternehmen öffentlichkeitswirksam dargestellt werden. Die geringen Regionalentwicklungseffekte, verbunden mit den

weit verbreiteten, teilweise auch politisch hochgepushten negativen ökologischen Auswirkungen, haben in den letzten Jahren dazu geführt, dass immer heftigere Konflikte um die Ausbeutung von Lagerstätten entstehen. Den Protesten der lokalen Bevölkerung schließen sich Solidaritätsbewegungen nicht nur aus dem ganzen Land, sondern in ganz Lateinamerika an und unterstützen die Demonstrationen logistisch und personell. Über moderne Kommunikationsmedien sind die unterschiedlichen Gruppierungen auch über Grenzen hinweg miteinander vernetzt, tauschen rasch Informationen aus, ziehen Expert\*innen zur Beratung heran und suchen nach politischer Unterstützung.

### Sozio-kulturelle Globalisierungseffekte in den lateinamerikanischen Gesellschaften

In den lateinamerikanischen Gesellschaften äußert sich die zunehmende Globalisierung in der wachsenden Mobilität über nationalstaatliche Grenzen hinweg. Migration bildet zwar schon seit vielen Generationen eine der wichtigsten Überlebensstrategien im ländlichen Raum lebender Familien, jedoch haben sich die Migrationsmuster in den letzten Jahrzehnten insgesamt sehr stark gewandelt: Bis in die 1970er Jahre hinein dominierte die Etappenwanderung vom ländlichen Raum über Klein- und Mittelstädte bis hin zu den Metropolen. Seit den 1980er Jahren nimmt jedoch die

## Globalisierungseffekte in ländlichen Räumen Lateinamerikas



Neuburger 2008

**„Wer die schleichende Ausrottung der indigenen Völker verhindern will, muss die UN-Konvention ILO Nummer 169 ratifizieren. Sie garantiert, dass diese Völker angehört werden müssen, wenn auf von ihnen bewohntem – oder anderweitig genutztem – Gebiet Rohstoffe ausgebeutet werden.“**

**Adveniat-Hauptgeschäftsführer P. Michael Heinz**

Zahl der grenzüberschreitenden Migrant\*innen kontinuierlich zu, verbunden mit der Verbreitung moderner Kommunikationsmedien gerade im ländlichen Raum Lateinamerikas, sodass sich die Vernetzung zwischen Herkunfts- und Zielgebiet der Migrant\*innen enorm verbessert hat. Eindeutiges Hauptziel der Migration sind schon seit vielen Jahrzehnten die USA. Seit Mitte der 1990er Jahre hat auch die innerlateinamerikanische Migration zugenommen. So wandern zum Beispiel Bolivianer\*innen nach Argentinien und Brasilien, Peruaner\*innen nach Chile, Nicaraguaner\*innen nach Costa Rica und Haitianer\*innen in die Dominikanische Republik, um in den jeweiligen Ländern in den Billiglohnssektoren Bau- und Textilindustrie, Landwirtschaft und Haushaltsservice zu arbeiten. Mit dem Anwachsen der internationalen Migration gewinnen die Rücküberweisungen immer mehr an Bedeutung, nicht zuletzt, weil die Geldtransfers mit der Liberalisierung der Finanzmärkte und der Einführung neuer Informationstechnologien rasch und kostengünstig sind. Die weltweiten sozialen Verflechtungen werden durch Migration dichter und schaffen neue Identitäten zwischen Herkunfts- und Zielgebieten der Migrant\*innen. Durch die weltweite Kommunikation – unterstützt durch Fernsehen und Internet – verbreiten sich globalisierte Konsummuster und Lebensstile. Diese Orientierung an globalen Normen und Werten wird verstärkt durch die nahezu überall und jederzeit mögliche Verfügbarkeit von Informationen über Ereignisse weltweit. Handlungslogiken richten sich dadurch zunehmend an global kommunizierten Idealen, Werten und Ängsten aus.

Gegen die zunehmende Außenorientierung von Wertesystemen und Netzwerken setzen zahlreiche Bevölkerungsgruppen im ländlichen Raum Lateinamerikas auf die Stärkung lokaler Zusammenhänge. Insbesondere indigene und „traditionelle“ Gruppen nutzen die Wiederbelebung oder Neuerfindung von Identitäten und Traditionen in ihrer lokalen Verankerung, um Territorien und Ressourcen für sich zu sichern. Zur Legitimierung ihrer Ansprüche überführen sie gewissermaßen ihre gelebten, erzählten und tradierten kulturellen Praktiken wie Sprache, Ethnowissen und Mythen in die formalisierten Systeme des dominanten Staates, indem sie sie verschriftlichen, markieren, vermessen und dokumentieren. Die Berufung auf die *Konvention ILO 169*, die die kulturellen und territorialen Rechte indigener und „traditioneller“ Bevölkerungsgruppen schützt, bringt dadurch Empowerment-Prozesse in Gang, die zur Verbesserung der Lebensbedingungen im lokalen Kontext führen. Die politischen Dimensionen lokaler Vernetzung zeigen sich auch in anderen Bereichen. Lokale Radiosender haben bereits eine lange Tradition in Lateinamerika und werden zum Informationsaustausch über lokal und regional relevante Ereignisse genutzt. Insbesondere in Konfliktsituationen hatte und hat dieses tech-

nisch sehr einfache Kommunikationsmedium große Bedeutung. Mit dem Internet wird diese solidarische Vernetzung außerdem global möglich.

### Die Globalisierung politischer Macht: die Entmachtung des Nationalstaates

Supranationale Institutionen wie WTO, Weltbank und IWF beeinflussen schon seit Jahrzehnten die nationalen Politiken der lateinamerikanischen Staaten, indem sie empfindliche Sanktionen oder die Verweigerung von Krediten androhen. Um dieser Dominanz entgegenzuwirken, versuchten die lateinamerikanischen Staaten schon Anfang der 1990er Jahre, regionale Bündnisse zu stärken. Insbesondere die Gründung des MERCOSUR 1991 sollte, dem Beispiel der EU folgend, die regionale Integration vorantreiben und so durch koordinierte Politiken sowie durch das gemeinsame Auftreten auf internationaler Bühne den beteiligten Einzelstaaten nach innen wie nach außen mehr Gewicht geben. Allerdings blieben diese Bündnisse ähnlich wie der Amazonas- oder der Andenpakt bislang ohne große Wirkungen, da es viele Staaten vorziehen, mit ihren jeweils wichtigsten Handelspartnern – vor allem mit den USA – Einzelabkommen abzuschließen, in denen sie ihre spezifischen Interessen stärker einbezogen sehen. Parallel dazu wächst mit dem neuen Jahrtausend das Selbstbewusstsein der lateinamerikanischen Nationalstaaten, die nach einer Phase der wirtschaftlichen Stagnation und der politischen Dauerkrise wieder eine gewisse Stabilität genießen. Dies ist zum einen sicherlich mit der wirtschaftlichen und weltpolitischen Krise der USA verbunden, die mit wachsender Verschuldung und zunehmenden Armutsphänomenen zu kämpfen haben und durch ihr imperialistisches Auftreten auf internationaler politischer Bühne an Ansehen und Einfluss verloren haben. Zum anderen hatten die Regierungen Lateinamerikas durch ihre ähnlichen politischen linksorientierten Ausrichtungen in entscheidenden Fragen trotz großer Rivalitäten untereinander einen Schulterchluss geschafft, der ihre Positionierung gegenüber den USA und anderen Industrienationen stärkte. Dies ist jedoch in den letzten Jahren durch

die verstärkt rechtspopulistisch besetzten Regierungen wieder in Frage gestellt. Darüber hinaus sind die Errungenschaften der stark neo-extraktivistisch orientierten Politiken der vorherigen Linksrégierungen, durch die eine Vielzahl an Maßnahmen zur Stärkung des Sozialsystems durchgeführt wurden, gefährdet.

### Die Globalisierung der Naturaneignung

Die Nutzung und Aneignung von Natur ist in Lateinamerika spätestens seit den 1980er Jahren von globalen Einflüssen geprägt. Wechselnde ineinander übergehende Diskurse zu Waldschutz, Klimawandel und Biodiversität legitimierten den Zugriff externer Akteure auf die amazonischen Wälder in sehr unterschiedlichen Formen. Jedoch empfinden die lateinamerikanischen Regierungen die beständigen Forderungen, die im Rahmen der Klimadiskussionen von internationalen Entwicklungsagenturen vor allem an die Staaten mit Regenwaldanteil herangetragen werden, vielfach als Bevormundung. Neue gesetzliche Regelungen z. B. zur Biopiraterie sichern inzwischen in zahlreichen Staaten das vielfältig vorhandene Ethnowissen und garantieren den indigenen Gruppen die Bezahlung von royalties bei der wirtschaftlichen Inwertsetzung ihres Wissens. Allerdings ist die Durchsetzungsfähigkeit von Waldschutzmaßnahmen dann sehr gering, wenn massive wirtschaftliche Interessen – v. a. Holz-, Erdöl- und Gasextraktion – dem entgegenstehen.

Auch auf regionaler und lokaler Ebene zeigt die internationale diskursive Aneignung der tropischen Regenwälder sehr widersprüchliche Wirkungen. Bei der Ausweisung von Schutzgebieten kommt es abhängig vom zugrundeliegenden Schutzkonzept regelmäßig zu Konflikten um die Nutzungsrechte. Lokale Bevölkerungsgruppen, die im Schutzgebiet selbst leben oder am Rande davon, werden in ihren Nutzungsformen eingeschränkt oder umgesiedelt bzw. aus ihren Siedlungsgebieten verdrängt, weil ihre Lebensweisen meist nicht den standardisierten Vorgaben von Nachhaltigkeitslabels entsprechen, die von staatlichen Stellen entwickelt werden. Lokal am besten angepasst erscheint die Ausweisung von kommunalen Schutzgebieten und das Management von kleineren Flusseinzugsgebieten, die von Gemeinden und lokalen Umweltbewegungen getragen und häufig von staatlichen Stellen unterstützt werden. Lokale Initiativen setzen sich vor allem dort für den Schutz des regionalen Ökosystems ein, wo ihr Überleben damit unmittelbar zusammenhängt. Diese lokalen Initiativen, die meist auf partizipativen Entscheidungen basieren, halten den globalen Konzepten von Wald- und Klimaschutz Strategien entgegen, die an die jeweiligen spezifischen Rahmenbedingungen und die Bedürfnisse der

einheimischen Bevölkerung angepasst sind und so ein Gegengewicht dazu darstellen.

### Entwicklungsdynamiken und Funktionen ländlicher Räume im Globalisierungskontext Lateinamerikas

Die dargelegten vielfältigen Globalisierungseinflüsse und die lokal-regionalen Reaktionen darauf spiegeln unterschiedliche Entwicklungsdynamiken wider, die ländlichen Räumen spezifische Funktionen zuweisen und die bestimmte Handlungslogiken der involvierten Akteure befördern (siehe Abb. S. 9). Dabei definieren sich die Entwicklungsdynamiken aus den dominanten bzw. involvierten Akteuren auf globaler und lokal-regionaler Ebene sowie aus den konstitutiven strukturellen Prozessen in Wirtschaft, Gesellschaft und Staat.

In der als agro-industriell zu bezeichnenden Entwicklungsdynamik übernehmen globale Akteure im Wesentlichen die Steuerung lokal-regionaler Prozesse. In der Landwirtschaft dominieren standardisierte Massenprodukte, die von Billiglohnarbeiter\*innen hergestellt werden und für den Massenkonsum vor allem auf globaler Ebene bestimmt sind. Rohstoffe und landwirtschaftliche Produkte des ländlich-peripheren Raumes werden abgezogen von den großen Zentren weltweit, sodass die Produktionslogik den globalen Märkten folgt. Ein Großteil der ländlichen Bevölkerung

wird aus diesen Wirtschaftskreisläufen ausgegrenzt und „flüchtet“ – sofern möglich – in die internationale Migration. Der Staat zieht sich weitgehend aus der Steuerung wirtschaftlicher Prozesse zurück und überlässt den *global players* das Feld. Die Natur dient lediglich als Ressourcenquelle und wird dementsprechend ausgebeutet. Beispiele in Lateinamerika sind dafür vor allem der Sojaanbau, die Sonderkulturen und der transnationale Bergbau. Der ländliche Raum – Wirtschaft, Gesellschaft und Natur – wird in der agro-industriellen Entwicklungsdynamik im Wesentlichen als Produktionsraum genutzt und folgt der kapitalistischen Gewinnmaximierung.

Für die Durchsetzung des sogenannten post-produktivistischen Entwicklungsmodells sind in ähnlicher Form globale Akteure die wichtigsten Entscheidungsträger. Hier fungiert der ländliche Raum jedoch als Konsumraum einer städtischen oder/und globalen Elite, die ihre Freizeit dort gestalten will und ökologische Ausgleichsflächen für die „eigene“ degradierte Umwelt benötigt. Hier spielen vor allem Tourismuskonzerne, aber auch Umweltorganisationen, internationale Entwicklungsagenturen und Medien eine wichtige Rolle, denn sie fördern Umwelt- und Naturschutz oder

### Entwicklungsdynamiken in ländlichen Räumen Lateinamerikas

	<b>globale Akteure</b>	<b>lokal-regionale Akteure</b>	<b>Wirtschaft</b>	<b>Gesellschaft</b>	<b>Staat</b>	<b>Natur</b>	<b>Funktionen des ländlichen Raumes</b>
<b>agro-industriell</b>	Agrokonzerne Einzelhandelskonzerne WTO  Drogenkartelle Schleuserbanden	kapitalintensive, marktorientierte landwirtschaftliche Betriebe  Tagelöhner Billiglohnarbeiter Migranten	Konzentration Standardisierung	Exklusion	Rückzug Deregulierung	Produktionsfaktor	Produktionsraum
<b>post-produktivistisch</b>	Tourismuskonzerne Medienkonzerne  Umwelt-NGOs  Weltbank UNO	Tourismdienstleister Billiglohnarbeiter  Umweltpolitische Institutionen und NGOs Schutzgebietsverwaltungen	Desintegration	Entankerung	Zertifizierung	Konsumgut	Konsumraum
<b>alternativ nachhaltig</b>	Widerstandsbewegungen  Solidaritätsnetzwerke	regionale Produktionsverbände Regionalwährungen lokale Märkte, Tauschbörsen  <i>grassroots organisations</i> Vereine, asociaciones  lokale Radiosender	Integration <i>embeddedness</i>	Inklusion	zaghafte Unterstützung	Lebensgrundlage	(Über-)Lebensraum

Neuburger 2008

verleihen Zertifikate bzw. erarbeiten entsprechende Konventionen. Die lokal-regionale Bevölkerung, die den ländlichen Raum zur Produktion und als Lebensgrundlage benötigt, wird in ihren Nutzungsmöglichkeiten eingeschränkt oder muss sich den Schutz- und Nachhaltigkeitsideologien der globalen Akteure unterordnen. Naturnahe Flächen mit als schützenswert erachteten Ökosystemen können hingegen expandieren. Beispiele dafür sind in Lateinamerika vor allem in den Regionen des Ökotourismus zu finden. Aber auch in Gebieten der Rentner- und Zweitwohnsitze sowie in Naturschutzgebieten verschiedenster Schutzkategorien oder im Bereich von ökologisch bzw. regionstypisch zertifizierten landwirtschaftlichen Produkten greift diese Strukturierung.

In der als alternativ bezeichneten Entwicklungsdynamik schließlich dominieren eindeutig die lokal-regionalen Akteure, deren Hauptaugenmerk auf der Überlebenssicherung der lokalen Bevölkerung, auf der Sicherung der ökologischen Ressourcen und auf der Erhaltung der lokalen Gemeinschaft liegt. Die dazugehörigen lokalen Zusammenhänge und Wirtschaftskreisläufe lassen nur in sehr begrenztem Umfang Verknüpfungen zu übergeordneten Ebenen zu und beschränken sich im Wesentlichen auf international organisierte Solidaritätsnetzwerke und Unterstützerguppen von lokalen Widerstandsbewegungen. Die betreffenden Gruppen klinken sich teils bewusst aus den sogenannten konventionellen Märkten aus und bauen Parallelstrukturen auf, die auf Solidarität, Vertrauen und Gerechtigkeit basieren. Teils werden sie jedoch im Zuge von Fragmentierungsprozessen aus diesen sehr viel größeren Märkten ausgegrenzt und sind von Armut, Marginalität und Kriminalisierung betroffen. Die Entstehung von *grassroots organisations*, von lokalen Vereinen und Assoziationen, das Aufkommen lokaler Radiosender, von lokalen Märkten, Regionalwährungen und Tauschbörsen sind als Gegenbewegungen dazu Ausdruck dieses Entwicklungsmodells. Der ländliche Raum bildet in diesem Kontext den Lebens- und Überlebensraum für die lokale Bevölkerung.

Die dargestellten Entwicklungsdynamiken sind in ländlichen Räumen ineinander verflochten und verwoben. Die dazugehörigen Handlungslogiken

bedingen sich gegenseitig und sind aufeinander bezogen. Dabei lässt sich für einzelne Regionen meist die Dominanz einer Entwicklungsdynamik beobachten. Die Logiken der jeweils anderen Entwicklungsdynamiken sind jedoch ebenso gegebenenfalls in weniger dominanter Form präsent, sodass ländliche Regionen immer multiterritoriale Räume repräsentieren. Ländliche Räume können entsprechend als Aushandlungsarenen verstanden werden, in denen Wirtschaftsmodelle (kapitalistisch-gewinnorientiert, ethisch-moralisch, solidarisch etc.) um ihre Durchsetzung ringen, politische Steuerungsmodi (demokratisch, anarchisch etc.) ihre Legitimation zu fundieren suchen und Gesellschaftsmodelle (individualistisch, gemeinschaftlich etc.) ihre Tragfähigkeit unter Beweis stellen müssen. Die vorgestellten Entwicklungsdynamiken, die die Prozesse und Strukturen in ländlichen Räumen unterschiedlichen Logiken unterwerfen, werden dabei getragen von Akteuren, die miteinander auf unterschiedlichen Ebenen in Beziehung stehen und gleichzeitig in sich different sind. Dadurch finden die Aushandlungsprozesse in ländlichen Räumen zwar zwischen diesen verschiedenen Entwicklungslogiken statt, bilden jedoch auch hybride Konstellationen. Konfliktlinien und Interessenkoalitionen verlaufen deshalb gleichzeitig zwischen und innerhalb von Bevölkerungsgruppen, *communities*, Familien und Individuen. Spezifische Entwicklungsmodelle lassen sich damit nicht mehr eindeutig an konkreten Räumen und identifizierbaren Gruppen festmachen, sondern verschieben sich je nach Perspektive und Positionierung, sind hybrid und können überall und jederzeit auftauchen.

Die zeitliche und räumliche Überlagerung von Entwicklungsdynamiken, die Herausbildung von sogenannten *Entangled Ruralities* und die gleichzeitige lokale Verankerung von Handlungslogiken prägen die heutigen Strukturen und Prozesse ländlicher Räume. Damit entziehen sich indigene oder „traditionelle“ Familien Romantisierungs- und Dichotomisierungsprozessen, denn alle sind in der ein oder anderen Form gleichzeitig involviert in alle Entwicklungsdynamiken. Deshalb ist die jeweilige Konstitution von Logiken und Verflechtungen im konkreten Kontext eines ländlichen Raumes von großer Vielfalt und Dynamik gekennzeichnet, sodass räumlich definierte politische Maßnahmen, die nur einzelne Elemente EINER Entwicklungsdynamik bevorzugen, gleichzeitig andere ausschließen oder gar negieren.

Abbildung Seite 11:

Antonia Viera Chaves und ihre Kinder im Dorf Santa Teresa bei Teresina im brasilianischen Bundesstaat Piauí.





# Engel der Quilombolos

Schwester Neusa und die Arbeit der Fischerpastoral am Rio São Francisco in Brasilien  
Von Philipp Lichterbeck (Text) und Florian Kopp (Fotos)

Es ist ein schwülheißer Sonntagmorgen und Neusa Francisca de Nascimento ist im Auto unterwegs auf einer Staubpiste nach Croatá. Die Ordensschwester, aktiv in der brasilianischen Fischerpastoral, will mit den Bewohnern der kleinen Siedlung Gottesdienst feiern. Croatá liegt ganz im Norden des Bundesstaats Minas Gerais und damit in einer Region, die geprägt ist von Hitze, Dornen und kargen Böden. Es ist eine der trockensten und auch ärmsten Regionen Brasiliens.

Und noch eine Plage gibt es hier: die Jahrhunderte alte Ungerechtigkeit. Der Norden von Minas ist das Land der weißen Großgrundbesitzer und Viehzüch-

ter. Es sind mächtige Männer mit Einfluss in der Politik und auf die Polizei. Ihnen gegenüber stehen die ländlichen Armen: hart arbeitende Kleinbauern und Fischer, die sich behaupten gegen die historische Diskriminierung.

Abbildung Seite 12:

Die Franziskanerschwester Neusa Francisca de Nascimento unterwegs auf dem Rio São Francisco.

Abbildung Seite 13:

Blick auf den „Velho Chico“, den Rio São Francisco.

Zu diesen Menschen gehören die Bewohner von Croatá. 25 afro-brasilianische Familien leben auf diesem trockenen Flecken Erde, manche schon in der fünften Generation. Sie sind Kleinbauern, Fischer und *Vazanteiros* – Bauern, die auf Flussinseln Fruchtmüse anbauen, vor allem Kürbisse und Melonen. „Die Inseln sind



sehr fruchtbar, weil sie in der Hochwasserzeit überschwemmt und von Sedimenten gedüngt werden“, erklärt Schwester Neusa die für die Region typische Anbauart.

Neusa und drei weitere Schwestern von der Heiligen Vorsehung betreuen Croatá und die benachbarte Siedlung Caraíbas seit 2012. Denn die Fischer und Bauern werden bedroht. „Einige Viehzüchter versuchen ihnen ihr Land wegzunehmen“, erzählt Schwester Neusa. „Sie schikanieren die Menschen, schicken *Pistoleiros* in Pick-Up-Trucks, zünden Schuppen an oder lassen ihre Rinder die Felder der Quilombolas zertrampeln.“ Immer wieder versuchten sie auch die Gemeinschaften zu spalten, indem sie einigen Familien Geschenke machten, etwa einen Arztbesuch bezahlten.

Abbildung Seite 14:

Viele der afrobrasilianischen Familien im Quilombo Croatá leben vom Fischfang auf dem Fluss.

Abbildung Seite 15:

Gemeinsam mit Schwester Neusa wird zu Beginn des Wortgottesdienstes gesungen und getanzt.

Die Aggressivität der Viehzüchter kommt auch daher, dass Croatá und Caraíbas *Quilombos* sind. So bezeichnet man in Brasilien die Siedlungen von Nachkommen schwarzer Sklaven. Diese waren während der Sklaverei entlaufen oder siedelten sich nach der Abschaffung der Sklaverei 1888 an. Ihre widerständige Tradition lebt bis heute in Croatá und Caraíbas fort. Das stört die weißen Viehzüchter enorm, die sich für die natürlichen Herren dieses Landes halten.

#### Praktische Hilfe durch die Fischerpastoral

Aber Schwester Neusa und die Quilombolas widerstehen hartnäckig allen Vertreibungsversuchen. „Es ist keine leichte Aufgabe“, sagt die 52-jährige Neusa. „Wir helfen den Menschen zu verstehen, dass sie Rechte haben: auf Land, Bildung und Gesundheit. Und wir stehen an ihrer Seite, wenn sie von Großgrundbesitzern oder der Polizei bedroht werden.“

Praktisch bedeutet es, dass die Fischerpastoral Anwälte und Menschenrechtsorganisationen alarmiert. Oder dass sie die Medien einschaltet und den Kampf der Quilombos sichtbar macht. Der „Pastoralrat der Fischer“ (*conselho pastoral dos pescadores*) leistet aber auch ganz praktische Hilfe. Etwa beim Versuch, Gelder für den Bau von Regenwasserzisternen aufzutreiben oder Studienstipendien für die Jugendlichen zu ergattern. Auch eine bescheidene



Honigproduktion wurde ermöglicht. Hilfe zur Selbsthilfe lautet die Devise: Die Quilombos sollen in die Lage versetzt werden, den Viehzüchtern etwas entgegensetzen, die über unendlich mehr Geld und politischen Einfluss verfügen.

Aber warum wollen die Rinderzüchter unbedingt an das Land der Quilombos? Es geht ums Wasser. Croatá und Caraíbas liegen am Ufer des Rio São Francisco, einem der größten und wichtigsten Flüsse Brasiliens. Von der Bevölkerung liebe- und respektvoll *Velho Chico* genannt, der Alte Chico, strömt er träge durch die von Gelbtönen geprägte Landschaft. Der Fluss ist die Lebensader dieser regenarmen Region, entsprechend begehrt der Zugang zu seinen Ufern. Den Quilombos liefert er das Wasser zum Waschen und Bewässern ihrer Gemüsegelder. Er schenkt ihnen Fische und düngt die Anbauflächen der Vazanteiros. „Er ist wie ein Vater für uns“, sagen die Menschen hier.

Als Schwester Neusa an diesem Sonntagmorgen im Quilombo Croatá eintrifft, haben sich etwa 60 Menschen an einem schattigen Platz unter hohen Bäumen versammelt. Auf einen Tisch haben sie Töpfe mit Essen und Getränken gestellt: Reis und Bohnen gibt es, Hühnchen, frittierten Fisch, Maniok und Maiskuchen. Dazu knallroter Hibiskustee. Jeder hat etwas mitgebracht. Auch riesige Wassermelonen liegen da.

Die Menschen stellen sich im Kreis auf, einige mit Gitarren und Tamburinen, und sie stimmen gemeinsam ein Lied über den Rio

São Francisco an, den *Velho Chico*. Er sei „der Vater der Armen“, der den Menschen Leben schenke.

„Lasst den Fluss nicht sterben!“

Schwester Neusa und die anderen singen aus vollem Herzen und voller Überzeugung. Sie wissen, dass es dem *Velho Chico* schlecht geht, weil er immer stärker mit Agrarchemie verseucht oder für Wasserkraftwerke gestaut wird und sein Gleichgewicht durcheinander gerät. Außerdem führt er immer mehr Erde mit sich, weil seine Ufer aufgrund von Abholzung abrutschen. Die Quilombolas können für nichts von alledem etwas, aber sie leiden unter den Konsequenzen, etwa wenn das Fleisch der Fische wegen der Verschmutzung an Festigkeit verliert.

Am wichtigsten sei es, betont Schwester Neusa, den Menschen aufzuzeigen, wie sie ihren eigenen Weg gehen können; ihnen klar zu machen, dass sie Rechte in diesem Brasilien haben und dass man ihnen diese nicht einfach gibt wie den Reichen und Weißen, sondern dass sie sich ihre Rechte gemeinsam erstreiten müssen. Damit steht die Ordensfrau ganz in der Tradition des deutschen Franziskaners Alfred Schnüttgen aus Attendorn, der 1968 die Fischerpastoral gegründet hatte. 1976 wurde die







Fischerpastoral, mit maßgeblicher Unterstützung von Dom Hélder Câmara, von der Brasilianischen Bischofskonferenz CNBB als nationaler pastoraler Rat anerkannt und gefördert.

Weil die Fischerpastoral mit ihrer Arbeit so erfolgreich ist, wurde Schwester Neusa schon häufig von den Viehzüchtern bedroht. Ohnehin ist dies eine beunruhigende Tendenz im Brasilien des rechtsextremen Präsidenten Jair Bolsonaro: Menschenrechtsverteidiger sind gerade in den ländlichen Regionen Brasiliens seit Bolsonaros Amtsantritt vermehrt Angriffen und Bedrohungen ausgesetzt. Aber Schwester Neusa nimmt es eher gelassen: „Gott hat mich zu dieser Arbeit berufen“, sagt sie. „Ich bin unendlich dankbar, dass ich mit diesen würdevollen und widerständigen Menschen zusammenarbeiten darf. Ich verbringe die meiste Zeit meines Lebens hier.“

Abbildung Seite 16:

Enedina Souza dos Santos (51) ist eine der Wortführerinnen des Quilombos Croatá. Frauen wie sie werden in Brasilien „guerreira“ genannt: Kriegerin.

Abbildungen Seite 17:

Die Kleinbauern arbeiten hart auf ihren Feldern (links). Enedina Souza ist stolz auf ihre Schweinezucht (rechts).



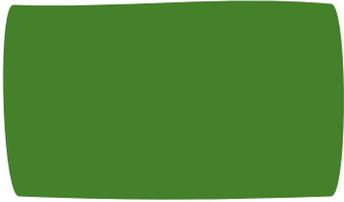
Zum Abschluss des Wortgottesdienstes betet Schwester Neusa das Vaterunser und sagt, dass derselbe Gott, der dem Volk Israel sein Land versprochen habe, auch den Quilombolas ihr Land verspreche. Die Menschen recken die Fäuste in die Luft und rufen: „Vertreibung? Niemals!“

Trotz all der Schwierigkeiten sehen die Fischer und Bauern diesen Flecken Erde mit liebenden Augen. Es ist ihre Heimat. Und eigentlich sollten ihre Quilombos auch schon längst per Gesetz geschützt sein, wie es Brasiliens Verfassung vorsieht. Diese garantiert ihnen einen ähnlichen Schutzstatus wie den Indigenen-Reservaten. Niemand darf ihnen ihr Territorium streitig machen. Aber: Bis ein Quilombo vom Staat anerkannt und unter Schutz gestellt ist, dauert es Jahre, teils Jahrzehnte.

In dieser Zeit versuchen die Großgrundbesitzer alles, um den Anerkennungsprozess in die Länge zu ziehen, ihn zu torpedieren und die Bewohner zu vertreiben. Sie stellen dann beispielsweise Anträge bei der Justiz auf Wiedereingliederung der Quilombos in ihre Ländereien. So ist es auch in Croatá und Caraíbas.

Am Nachmittag ist Schwester Neusa zum Kaffee eingeladen bei Dona Enedina. Die 52-Jährige hat am Ufer des Rio São Francisco ein Haus aus Lehm und Holz gebaut und es mit Tonziegeln gedeckt. Es hat eine schattige Veranda mit Kräutern und Nutzpflanzen, eine Küche mit einem traditionellen Lehmherd und ein kleines Badezimmer mit Klo. Auch eine Dusche mit Flusswasser gibt es, in Croatá ist das fast schon ein Luxus.

Als Schwester Neusa auf den Hof kommt, füttert Dona Enedina gerade ihre Schweine. Vor einigen Jahren habe ihr jemand eine Sau



Abbildungen Seite 18:

Elektrizität gibt es nicht in Croatá, gespielt wird im Licht der Öllampe (oben).

Feuer bedrohen das sensible Ökosystem der semiariden Vegetation der Caatinga im Hinterland des Rio São Francisco im Nordosten Brasiliens (Mitte).

Enedina Souza in der Küche ihres kleinen Hauses. Gekocht wird auf einem Holzfeuerherd (unten).

Abbildung Seite 18/19:

Wenn es dunkel wird, kommt die Zeit des gemeinsamen Kochens. Das Leben ohne Elektrizität ist in vielen ländlichen Regionen Brasiliens immer noch Alltag.



geschenkt, erzählt sie. Seitdem hat sie Dutzende Ferkel großgezogen und verkauft. Dona Enedina hat auch unzählige gackernde Hühner. Sie hat Hunde und zwei kleine Kätzchen, die sie aus einer Babyflasche füttert, weil ein Raubvogel die Katzenmutter getötet hat.

Dona Enedina hat auch ein Feld, das so groß ist wie ein halber Fußballplatz; sie will dort Mais, Bohnen und Maniok anbauen. Und sie hat einen kreisrunden Gemüsegarten in der Form eines Mandalas angelegt. Sie erzählt, dass sie gerne mit der Aussaat beginnen würde, aber es habe seit Monaten nicht mehr geregnet. Deswegen sei auch ihre Regenwasserzisterne leer. Nun wartet sie auf den ersten Niederschlag.

Die Vorfahren von Dona Enedina waren Sklaven, sie bauten Brasiliens Paläste, bearbeiteten die Zuckerrohrfelder, starben in den Goldminen, kochten für die Herrschaften und zogen deren Kinder groß. Sie wurden dazu gezwungen. Aber niemand hat sie jemals um Verzeihung gebeten, ihnen gedankt, geschweige denn eine Entschädigung gezahlt.

Dona Enedina beschwert sich trotzdem nicht. Dona Enedina ist stolz. Und arbeitet. „Ich fange Fische“, sagt sie. „Ich hacke Holz, ich decke das Dach, baue Mauern und verlege Wasserrohre. Ich pflanze Getreide. Ich züchte Nutztiere, ich weiß, wie man die Hacke schwingt. Ich bin eine Frau, aber ich habe die Hosen an, und niemand wird mich von hier vertreiben.“

Daran ändern auch die Schikanen nichts, welche die Bürgermeister der umliegenden Städte sich ausdenken. Sie sind häufig mit den Viehzüchtern verbündet und weigern sich, Strom in die Quilombos zu legen oder die zerlöchernten Zufahrtswege auszubessern. Das führt dazu, dass der Schulbus oftmals nicht kommt. Der Staat verweigert damit den Kindern der Quilombolas das Recht auf Bildung und zementiert die ohnehin prekäre gesellschaftliche Stellung der Schwarzen in Brasilien. „Es ist institutioneller Rassismus“, sagt Schwester Neusa. Die Fischerpastoral übt auch in diesen Fragen Druck auf die Behörden aus, endlich zu handeln.

Dona Enedina lässt sich von alledem nicht von ihrem Weg abbringen, sie ist eine Unternehmerin, wie sie im Buche steht. Sie ist verheiratet mit einem weißen Mann, er ist acht Jahre jünger als sie. Ihre beiden ersten Männer hat Dona Enedina zum Teufel gejagt, weil sie sie betrogen. Heute gehört sie zu den den aktivsten Mitgliedern der Quilombo-Vertretung, in der die wichtigsten Fragen besprochen werden.

„Diese Viehzüchter können uns mit ihren schwarzen Pick-Ups nicht mehr beeindrucken“, sagt sie beim Gang über ihren Hof. „Einmal haben wir eine Barri-



kade gebaut. Als sie unsere Sicheln sahen, suchten sie das Weite.“

Der Kampf von Croatá und Caraíbas begann bereits vor vielen Jahren. Es war 1979, als der Rio São Francisco die Quilombos überschwemmte und die Bewohner zur Flucht zwang. Als sie zurückkehren wollten, hatten mehrere Großgrundbesitzer ihr Land besetzt. Die Häuser der Quilombos waren zerstört und bewaffnete Männer patrouillierten.

Es dauerte bis 2008, ehe die Quilombo-Familien den Mut fanden, zurückzukehren. Doch sie hielten dem Druck der Viehzüchter und der Sicherheitskräfte nicht lange stand, die gegen sie vorgingen, und zogen sich wieder zurück. 2012 wagten sie dann einen erneuten Versuch – und dieses Mal waren sie erfolgreich. „Entscheidend war die Unterstützung durch die Fischerpastoral“, sagt Dona Enedina.

„Ohne Neusa und die anderen Ordensfrauen hätten wir uns das nie getraut. Sie brachten uns bei, vereint zu sein und auf Gott zu vertrauen.“

Von „Invasion“ und „illegaler Landbesetzung“ sprachen die Medien damals. Die Großgrundbesitzer kamen mit Baggern und Helikoptern, um die Schwarzen wieder zu vertreiben. „Aber wir hielten

durch. Bis heute“, sagt Dona Enedina. „Das ist unser Land.“ Sie glaubt, dass die Viehzüchter auch langsam einsehen würden, dass die Quilombolo-Bewohner nicht mehr so einfach zu besiegen seien wie früher. Allerdings herrsche Unsicherheit, solange der Staat Croatá und Caraíbas nicht offiziell als Quilombos anerkenne und unter Schutz stelle. Es ist so gut wie ausgeschlossen, dass dies noch in der Amtszeit von Präsident Jair Bolsonaro geschieht. Über Dona Enedinas Erzählung ist es spät geworden, und die Dunkelheit bricht über Croatá herein. Dona Enedina zündet Kerzen und Öllampen in ihrer Küche an und stellt Töpfe mit Reis und Bohnen aufs Feuer. Dann wird sie grundsätzlich: „Ohne Schwester Neusa wäre wahrscheinlich keiner von uns mehr hier; wir würden in irgendeiner Favela einer Großstadt leben. Die Fischerpastoral ist wie eine Mutter, die uns beschützt.“ Schwester Neusa lauscht den Worten Dona Enedinas mit einem stillen Lächeln.

Abbildung Seite 20:

Die Zisterne neben Enedinas Haus konnte mit Hilfe der Fischerpastoral der katholischen Kirche gebaut werden.

Abbildung Seite 21:

Vereint im Kampf um Gerechtigkeit: Schwester Neusa und die Quilombolos von Croatá.



Abbildung Seite 22/23:

Fischerfamilie aus dem Quilombo Croatá: Ohne Strom und fließendes Wasser ist das Coronavirus für die Menschen am Rio São Francisco eine tägliche Bedrohung. Der nächste Arzt ist weit entfernt.

Abbildungen Seite 23:

Mitarbeiterinnen der Fischerpastoral bringen Lebensmittel und Medikamente per Boot (oben).

Schwester Neusa (rechts) muss sich in Corona-Zeiten um die Gesundheit der Menschen sorgen (Mitte).

Verteilung der „cestas basicas“, der Hilfspakete, durch Schwester Neusa und ihre Helfer (unten).

Das Lateinamerikanische  
auch in der M  
600 Familien  
ten versorgt.



Das amerikanische Hilfswerk Adveniat konnte Schwester Neusa und das Team der Fischerpastoral die Nothilfe für bedrohte Familien während der Corona-Pandemie unterstützen. Mehr als 100 Familien wurden, teilweise per Boot, mit Lebensmitteln, Medikamenten und Hygieneprodukten versorgt. Adveniat stellte dafür 30.000 Euro Soforthilfe zur Verfügung.



# Extraktivismus und ländlicher Raum in Lateinamerika

Von Eduardo Gudynas, Centro Latino Americano de Ecología Social (CLAES), Montevideo, Uruguay

Während ich diesen Artikel schreibe, verschärft sich gerade die Corona-Krise in Lateinamerika mit einem rasanten Anstieg der bestätigten Infektionen und der Todesfälle. Es ist zu befürchten, dass die Dunkelziffer weit höher liegt, da zum einen viele Infizierte nicht diagnostiziert werden und zum anderen oftmals die Todesursache nicht eindeutig bestimmt wird. Zur Gesundheitskrise kommen gleichzeitig noch weitere Krisen politischer und wirtschaftlicher Art hinzu. Alle diese Krisen haben unterschiedliche Auswirkungen auf die Landbewohner und die Rolle der Landwirtschaft innerhalb der Volkswirtschaften.

Die Corona-Krise verstärkt bereits vorhandene Krisen, die einen komplexeren Hintergrund haben. Eine von ihnen ist der Extraktivismus. Dieser Terminus bezeichnet den massiven Abbau von natürlichen Ressourcen, wie z. B. Erzen oder Erdöl, durch den es zu gravierenden Folgen in den ländlichen Regionen kommt. Gleichzeitig verändern sich aber auch die Anbaumethoden in der Landwirtschaft, wodurch diese dann selbst zu einer Form des Extraktivismus werden können.

## Extraktivismus im ländlichen Raum

Der Begriff Extraktivismus wird seit dem letzten Jahrhundert vor allem mit dem Großbergbau und der Erdölförderung in Verbindung gebracht. In den ersten beiden Jahrzehnten des 21. Jahrhunderts erlebte Lateinamerika eine sehr starke Ausweitung dieser Aktivitäten, die wiederum zahlreiche Bürgerproteste, vorwiegend in ländlichen Regionen, auslösten. Daher begann man, die verschiedenen Formen des Abbaus von natürlichen Ressourcen genauer zu untersuchen, denn es ist eindeutig nicht dasselbe, ob ein Bauer sein Feld für den Eigenbedarf bewirtschaftet oder eine Bergbaufirma riesige Tagebauanlagen betreibt.

Extraktivismus wird heute als ein Modell der Aneignung natürlicher Ressourcen definiert und weist die folgenden drei Merkmale auf: Die Entnahme der Ressourcen erfolgt in großem Stil und in großen Mengen (z. B. Millionen Tonnen Getreide oder Millionen Tonnen Erze) oder ist hochintensiv (z. B. durch den Einsatz von Agrochemikalien). Die Ressourcen werden nicht in einer industriellen Wertschöpfungskette weiterverarbeitet, sondern gemäß der aktuellen Nomenklatur lediglich als Ware betrachtet und auf den Weltmarkt exportiert. Es handelt sich um natürliche Ressourcen, die überwiegend nicht in den Herkunftsländern selbst genutzt oder verbraucht werden (siehe Gudynas, 2015).

Extraktivismus ist eine besondere Art der Aneignung natürlicher Ressourcen und unterscheidet sich somit von anderen Arten der Entnahme von Rohstoffen, z. B. für den Eigenverbrauch oder zur Weiterverarbeitung im eigenen Land.

Vor diesem Hintergrund ist der Extraktivismus tatsächlich eine sehr vielschichtige Wirtschaftsform und umfasst sowohl den Bergbau und die Erdölförderung als auch bestimmte Bereiche der Landwirtschaft (z. B. Sojabohnen-Monokulturen), Viehzucht (Rindfleischexporte), Forstwirtschaft (Holz bzw. Zellstoff) und sogar die Fischerei (Fischmehl). Es handelt sich allerdings nicht um einen Industriezweig, da lediglich Waren vermarktet werden. Der Terminus der extraktiven Industrie, der in den Ländern des Nordens immer noch verwendet wird, beinhaltet eigentlich nur die Sichtweise der Unternehmen und nährt auch weiterhin den Mythos,



dass es sich hierbei um Wirtschaftszweige handelt, in denen wie in Fabriken Tausende von Arbeitnehmern beschäftigt sind. Die verschiedenen Arten des Extraktivismus sind jedoch keineswegs personalintensiv. Strukturell betrachtet sind sie wie Enklaven mit nur wenigen Verbindungen zur lokalen oder nationalen Wirtschaft, da sie primär auf die verschiedenen internationalen Handelspartner ausgerichtet sind.

Die Situation in der Landwirtschaft ist der Schlüssel zum Verständnis des Prinzips des Extraktivismus. So besteht ein großer Unterschied zwischen einem Bauern, der seine Produkte zur Ernährung der Gemeinschaft oder für den Verkauf in der Stadt anbaut, und den großen landwirtschaftlichen Betrieben, die auf Tausenden von Hektar Produkte für den Export anbauen. Daher sind Landwirtschaft und Extraktivismus nicht automatisch Synonyme.

Beispielhaft für landwirtschaftlichen Extraktivismus sind sicherlich die Exportmonokulturen, wie z. B. Soja. Diese Kulturpflanze verzeichnete besonders im Süden Lateinamerikas ein rasantes Wachstum, dank des Einsatzes neuer Technologien, wie z. B. gentechnisch veränderte, herbizidresistente Sojabohnenarten und die Methode der Direktsaat. Soja wird als Rohstoff hauptsächlich nach China, aber auch in die Länder der Europäischen Union exportiert. In Argentinien, Brasilien, Bolivien, Paraguay und Uruguay erstrecken sich die Anbauflächen über riesige Gebiete und belaufen sich auf geschätzt 58 Millionen Hektar (Erntejahr 2018/19). Wie später noch zu sehen sein wird, verdrängt der Extraktivismus andere

landwirtschaftliche Anbauformen und basiert auf Finanzierungs- und Vermarktungsstrukturen, in denen die Bauern nur eine untergeordnete Rolle spielen, mit enormen Folgen für die Region und die Umwelt, einschließlich des Verlusts von Naturräumen und ihrer Artenvielfalt, der Verschlechterung der Bodenqualität und der Umweltverschmutzung. Ähnliche Auswirkungen treten auch im Bergbau oder bei der Erdölförderung auf. Die Errichtung von großen Bergbauanlagen oder Bohrtürmen mit den zugehörigen Pipelines und Pumpenstationen hat vielerlei Folgen. Beispielsweise kann der einsetzende Bergbau zur Vertreibung bäuerlicher Gemeinschaften, zum Verlust von Anbau- und Weideflächen aufgrund von Boden- und Wasserverschmutzung und zum Auseinanderbrechen der ländlichen Familienstrukturen führen, da viele junge Menschen die bäuerlichen Betriebe verlassen, um ihr Glück in einem Bergbauunternehmen zu suchen. Ebenso kommt es zur Zerstörung der lokalen wirtschaft-

Abbildung Seite 25:

Nicht nur Goldgräber im Regenwald (hier im Grenzgebiet von Peru und Brasilien), sondern auch Minen, Holzfällen und Viehzucht sorgen für Extraktivismus in Lateinamerika.

lichen Netzwerke. Außerdem kontaminiert die Förderung von Erdöl bzw. Erdgas die Böden und das Wasser und hindert die bäuerlichen oder indigenen Gemeinschaften daran, ihr Land zu bestellen oder Fischfang zu betreiben.

Es ist wichtig, darauf hinzuweisen, dass die verschiedenen Formen des Extraktivismus nicht durch ihre Auswirkungen auf die Umwelt definiert werden, denn es gibt auch andere Arten der Aneignung der Natur, die ebenso gravierende Folgen haben können. Allerdings weist der Extraktivismus mindestens zwei Besonderheiten auf. Zum einen ist die geographische Ausdehnung wesentlich größer als bei jeder anderen Art der Aneignung der Natur. In der Tat verändert der Extraktivismus ganze Ökosysteme in teilweise atemberaubender Geschwindigkeit. Dies geschieht insbesondere durch die Bergbaukonzessionen in weiten Teilen der Anden, das Vordringen von Ölkonzernen in den Regenwald oder die Umwandlung von Ökosystemen in Regionen wie dem Chaco, vor allem in Argentinien und Paraguay, oder dem Cerrado in Brasilien, in Nutzflächen für Landwirtschaft und Viehzucht.

Gleichzeitig wird oft übersehen, welche großen Mengen an natürlichen Ressourcen abgebaut werden. Es gibt keine andere Nutzung der Natur, die auch nur annähernd an die Dimensionen des Extraktivismus heranreicht. Die physische Handelsbilanz zeigt dies deutlich, da hier die Importe und Exporte von Gütern in Tonnen statt in Dollar angegeben werden. Seit den 1970er-Jahren weist die physische Handelsbilanz ein immer größeres Defizit auf. Der Nettoverlust an natürlichen Ressourcen lag zwischen 2005 und 2008 bei fast 700 Millionen Tonnen. Darüber hinaus summieren sich im Gegensatz zu den Geldindikatoren die Verluste Jahr für Jahr, denn zumindest bei den nicht erneuerbaren natürlichen Ressourcen wie Erze und Erdöl ist eine Rückgewinnung nicht möglich. In einigen Fällen führen diese Praktiken zu ökologischen „Amputationen“, wie z. B. den riesigen Steinbrüchen in den Eisen-, Kohle- oder Goldminen, die nicht renaturiert werden können.

Dieser kurze Überblick lässt den Schluss zu, dass es sich um zwei miteinander verbundene und sich gleichzeitig überschneidende Prozessen handelt. Der

Extraktivismus in seinen verschiedenen Ausprägungen wirkt sich bis in die ländlichen Gemeinschaften aus. Gleichzeitig haben sich in einigen Regionen Formen des landwirtschaftlichen Extraktivismus ausgebildet, die sowohl traditionelle Praktiken ersetzen als auch spezifische negative Folgen hervorrufen.

### Lokale Enklaven und Welthandel

Da der Extraktivismus auf den Export von natürlichen Ressourcen ausgerichtet ist, könnte man annehmen, dass er seit der Kolonialzeit besteht, in der unter anderem Gold und Silber nach Europa gebracht wurden. Die neuen Republiken des 19. Jahrhunderts in Lateinamerika haben diese Strategien beibehalten und mit der Zeit um einige Produkte erweitert, wobei es immer wieder neue Exportspitzen bei Zuckerrohr, Kakao, Kaffee oder Bananen gab. Sowohl damals als auch heute funktioniert der Extraktivismus in zweifacher Weise: lokal und global, kurz: „glokal“.

Die Enklaven, aus denen die Rohstoffe wie Getreide oder Wolle kommen, sind immer lokal ausgerichtet, da sie von der Fruchtbarkeit des Bodens oder dem Vorhandensein von Wasser abhängig sind. Ebenso ist der Extraktivismus im Bergbau oder in der Ölindustrie immer an die Lagerstätten von Erzen bzw. Rohöl gekoppelt. Der Extraktivismus ist jedoch global aufgestellt, da er von einem Käufermarkt abhängt, in den diese Rohstoffe exportiert werden. Die internationale Nachfrage nach Rohstoffen wie Erze, Erdöl oder Nahrungsmittel ist letztendlich die Erklärung dafür, dass natürliche Ressourcen aus Lateinamerika importiert werden. Auch die Preise werden von außen diktiert. So legt zum Beispiel das Chicago Board of Trade die aktuellen und zukünftigen Preise für Getreide, Fleisch und Wolle fest.

Die Verbindungen zwischen den lokalen Enklaven und den Weltmärkten liegen fast immer in den Händen von transnationalen Unternehmen (und selbst die staatlichen Ölfirmen unterzeichnen am Ende Abbau- und Vermarktungsverträge mit internationalen Konzernen). So entstehen Rohstoff-Oligopole. Auf diesen Zusammenhang bezieht sich auch Wenonah Hauter in ihrem Buch aus dem Jahr 2012, wenn sie in den Fällen, in denen Abbau und Vermarktung von Agrarerzeugnissen durch eine kleine Anzahl von Unternehmen kontrolliert wird, von einem Nahrungsmittel-Oligopol („foodopoly“) spricht. In Lateinamerika spielt die sogenannte ABCD-Gruppe, die sich aus ADM (Archer Daniels Midland), Bunge, Cargill und Louis Dreyfus zusammensetzt und 73 % des weltweiten Getreidemarkts kontrolliert (Murphy et al., 2012), eine große Rolle. Ähnliche Oligopole gibt es auch im Bergbau und in der Ölindustrie. Diese Konzerne spielen eine bedeutende Rolle, da sie stets die

ihrer Meinung nach bestehenden wirtschaftlichen Vorteile des Extraktivismus, wie z. B. die Schaffung von Arbeitsplätzen und das Erzielen von Exporterlösen, betonen, andererseits aber versuchen, die negativen sozialen und ökologischen Folgen kleinzureden. Sie verweisen darauf, dass sie modernste Technik nutzen, um Umweltschäden zu vermeiden, oder ihre Richtlinien der unternehmerischen sozialen Verantwortung einhalten, indem sie den lokalen Gemeinschaften Geldspenden zukommen lassen. Diese Unternehmen nehmen Einfluss auf die nationalen Regierungen, entziehen sich der sozialen und umweltpolitischen Kontrolle und rufen nach Polizeimaßnahmen, wenn es zu Bürgerprotesten kommt.

Sobald sich ein Land auf die Finanz- und Handelskreisläufe des Extraktivismus einlässt, muss es die Vorschriften und Regeln der Global Governance einhalten, die unter anderem von der Welt handelsorganisation (WHO) definiert werden. Das ist ein sehr wichtiger Aspekt, da hierdurch die Möglichkeiten jeder Regierung eingeschränkt werden, umfangreiche Maßnahmen zum Schutz der Rohstoffe und zur Unterstützung einer anderen Nutzung dieser Rohstoffe durchzuführen.

Die Anziehungskraft der Weltmärkte und die Aussicht, an den Exportketten teilnehmen zu können, haben einen enormen Einfluss auf die Landwirtschaft in Lateinamerika und erklären auch die starke Ausbreitung des Extraktivismus in diesem Sektor. Nach und nach wurde vielerorts die traditionelle Landwirtschaft, bei der die Bauern verschiedene Getreide-, Obst- und Gemüsesorten auf ihren Feldern anbauen, durch große hochintensive und exportorientierte Monokulturen ersetzt. So stiegen beispielsweise in Hochpreiszeiten viele Landwirte auf den Sojaanbau um. Eine ähnliche Wirkung hatten die Einführung moderner Technologien mit neuem Saatgut, Agrochemikalien und Landmaschinen der neuesten Generation sowie die Versprechen der Regierungen und Unternehmen. Es wurden jetzt nicht mehr Kartoffeln oder Gemüse, also „Nahrungsmittel“, angebaut, sondern „Produkte“ bzw. „Waren“. Mit der wachsenden Konzentration auf den Export entstanden auch verschiedene Finanzmechanismen, wie Investitionsfonds für Agrarprodukte und Warentermingeschäfte (vgl. die Analyse der Neudefinition der Landwirtschaft als Business von Gras und Hernández, 2013).

Die internationalen Nahrungsmittelpreise spielten bei diesen Prozessen eine bedeutende Rolle. Hohe Preise, insbesondere am Ende der ersten Dekade der 2000er-Jahre, förderten den Extraktivismus in der Landwirtschaft. Die Preise blieben von 2016 bis Anfang 2020 relativ stabil und lagen leicht über den Referenzwerten für 2002 bis 2004. Bei einer genaueren Betrachtung des Preisverhaltens für verschiedene Produkte zeichnen sich jedoch deutliche Schwankungen ab. Einige Monate lang steigen die Preise, um danach

wieder stark abzufallen, und in vielen Fällen geht der Trend hin zu niedrigeren Preisen. So verzeichnete beispielsweise der Kaffeepreis, der Ende 2016 mit mehr als 150 US\$/lb. seinen Höchststand erreicht hatte, zahlreiche Schwankungen, wobei der Preis tendenziell sank und Mitte 2019 seinen Tiefstwert von 80 US\$/lb. erreichte. 2020 sanken in den ersten Monaten der Covid-19-Pandemie vor allem die Preise von Zucker, Pflanzenölen und Fleisch, während sie für Getreide stabil blieben.

Die Schwankungen der Weltmarktpreise bestimmen wiederum die Preise in den einzelnen Ländern und wirken sich somit auch auf die Bauern aus, und zwar nicht nur auf diejenigen, die am Exportgeschäft beteiligt sind, sondern auch auf diejenigen, die nicht exportieren. Der kritische Punkt ist die Volatilität, denn diese starken Preisschwankungen bringen große Risiken mit sich, sowohl im Hinblick auf die Entscheidungsfindung als auch im Hinblick auf die nur sehr eingeschränkte Fähigkeit der Bauern, ungünstige finanzielle Bedingungen abzufedern.

### Wem gehören die natürlichen Ressourcen?

Eine weitere wichtige Frage ist, wem die natürlichen Ressourcen bzw. die landwirtschaftlichen Nutzflächen gehören. Betrachtet man die Entwicklung des Extraktivismus im Bergbau und in der Ölwirtschaft, stellt man eine Vielzahl von Eigentumsformen fest: von staatlichen Erdölfirmen bis hin zu Bergbau-Genossenschaften oder den bekannten transnationalen Konzernen. In diesen Sektoren konzentriert sich der aktuelle Disput auf den Zugang, d. h. die Kontrolle der Aneignung sowie die Art und Weise des Abbaus und der Vermarktung der natürlichen Ressourcen. So befindet sich möglicherweise das Erdöl formal in den Händen eines staatlichen Unternehmens, aber der Zugang, d. h. Förderung und Export, wird von ausländischen Konzernen bestimmt. Berücksichtigt man diesen Unterschied zwischen Eigentum und Zugang, so stellt man fest, dass diese Strukturen bei den Export-Monokulturen in Ländern wie Argentinien, Brasilien oder Uruguay immer häufiger anzutreffen sind. Die Landeigentümer verpachten ihre landwirtschaftlichen Flächen an Unternehmen oder

schließen mit diesen Vereinbarungen mit Risiko-  
teilung ab. Die Unternehmen liefern ihrerseits die  
landwirtschaftlichen Betriebsmittel und Landma-  
schinen und übernehmen Aussaat und Ernte. Mit  
anderen Worten, die Bauern treten die Bewirtschaf-  
tung ihres Landes für einen Teil der prognostizierten  
Gewinne ab. Dies ist eine Kommerzialisierung der  
Landbewirtschaftung.

Eine weiteres Vorgehen in diesem Zusammenhang  
ist das „land grabbing“, durch das ausländische Fir-  
men und Investoren Agrarflächen in Lateinamerika  
aufkaufen und sie kommerziell nutzen, um die Nah-  
rungsmittelversorgung in ihren eigenen Ländern zu  
sichern. Es wurde bereits mehrfach auf verschiede-  
ne Fälle von Extraktivismus in der Landwirtschaft  
hingewiesen, wie z. B. bei Soja, Milch oder Palmöl  
(Borras und Kollegen, 2011).

### Auswirkungen auf das Leben auf dem Land

In den vorangegangenen Abschnitten wurden bereits  
einige der Folgen des Extraktivismus auf den länd-  
lichen Raum beleuchtet. Im Folgenden möchte ich  
noch einige Informationen ergänzen.

Der Extraktivismus verdrängt auf verschiedene  
Weise die traditionelle Landwirtschaft. Im Falle des  
Bergbaus und der Erdölförderung geschieht dies,  
wenn für das Land der Bauern eine Bergbau- oder  
Ölförderkonzession erteilt wird. Es kommt dann zu  
einer vollständigen physischen Verdrängung, denn  
dort, wo vorher Feldfrüchte angebaut oder Wasser  
gewonnen werden konnten wird jetzt ein Bergwerk  
oder ein Bohrturm errichtet.

Ähnliche Situationen können auch beim Extraktivismus  
in der Landwirtschaft auftreten, wenn Firmen  
das Land von Dorfgemeinschaften oder indigenen  
Völkern übernehmen, um es in Anbauflächen für  
Monokulturen oder Weideland umzuwandeln, wie  
es in mehreren Regionen Brasiliens, Boliviens und  
Perus geschehen ist. Die Inbesitznahme des Landes  
kann legal erfolgen, z. B. durch von den Zentralregie-  
rungen erteilte Konzessionen, oder aber auch auf il-  
legale Weise, z. B. durch den Handel mit gefälschten  
Eigentumstiteln oder sogar durch gewaltsame Ver-  
treibung, wie es in bestimmten Gebieten Brasiliens

oder Kolumbiens geschehen ist. Es kommt auch vor, dass Bauern,  
in der Hoffnung auf ein höheres Einkommen, ihr Land aufgeben,  
um eine Arbeitsstelle in einem nahe gelegenen Bergwerk oder in  
einer Ölfirma anzunehmen, oder aber sie entscheiden sich für den  
Anbau von Monokulturen für den Export.

Durch den Extraktivismus gehen landwirtschaftliche Methoden  
verloren, die eine wesentlich höhere Diversifizierung und den An-  
bau einer größeren Zahl unterschiedlicher Feldfrüchte aufweisen,  
auch wechseln sich in der traditionellen Landwirtschaft teilweise  
Land- und Viehwirtschaft auf derselben Parzelle ab. Die Vielfalt an  
Nahrungsmitteln auf lokaler und nationaler Ebene geht zurück,  
obwohl das Land unter Umständen eine hohe landwirtschaftliche  
Produktion aufweist. So kann es vorkommen, dass ein Land, das  
einige wenige landwirtschaftliche Erzeugnisse im großen Stile ex-  
portiert, zur Sicherstellung der eigenen Nahrungsmittelversorgung  
viele andere Erzeugnisse importieren muss und nicht in der Lage  
ist, die Ernährungsprobleme der Ärmsten zu lösen.

Der Extraktivismus in ländlichen Regionen benötigt auch Wasser-  
auffangbecken, wie z. B. Staudämme, sowie Straßen- oder Schie-  
nennetze, damit die Produkte in die Exporthäfen transportiert  
werden können. Diese Infrastrukturprojekte stellen für sich allein  
genommen keinen Extraktivismus dar, werden aber ausschließ-  
lich für die extraktiven Enklaven durchgeführt und gehen alle mit  
sozialen und ökologischen Folgen einher.

Es ist auch wichtig, einige soziale Auswirkungen zu beschreiben.  
Dazu gehört die Tatsache, dass der Anteil der ländlichen Bevöl-  
kerung immer weiter abnimmt und aktuell weniger als 20 % der  
Gesamtbevölkerung der Region ausmacht (IICA, 2019). Es kommt  
zwar in den extraktiven Enklaven zu Protesten und Demonstri-  
ationen, doch sind aufgrund der geringen Bevölkerungsdichte die  
Möglichkeiten des Widerstands und der politischen Einflussnah-  
me nur sehr begrenzt. Ganz im Unterschied zum urbanen Raum,  
wo sehr viele Menschen mobilisiert werden können und so mehr  
Druck auf die Regierungen und Unternehmen ausüben. Dies er-  
klärt auch das wesentlich höhere Vorkommen des Extraktivismus  
in ländlichen Gebieten.

Obwohl die Einkommensquellen der Familien auf dem Land viel-  
fältiger wurden, ist die Armut dort höher als in den Städten (IICA,  
2019). So gibt es in Peru 2,2 Millionen Kleinbauern, von denen etwa  
die Hälfte arm ist. Ein Drittel der bäuerlichen Betriebe wird von  
Frauen geführt. Das erklärt auch die Tatsache, dass häufig Frauen  
an der Spitze der Protestbewegungen gegen den Extraktivismus  
stehen. Der Widerstand auf dem Land hat vielerorts ein weibliches  
Gesicht.

Ein weiterer wichtiger Umstand ist, dass sich mehr als 90 % der

landwirtschaftlichen Betriebe der Region (mehr als 16 Millionen Parzellen) in den Händen von Kleinbauern befinden, wobei die Flächen sehr klein sind (im Durchschnitt 13 ha), was bedeutet, dass sie nur 23 % der landwirtschaftlichen Gesamtfläche ausmachen (IICA, 2019). Der Rest entfällt auf Großbauern oder Unternehmen, in vielen Fällen handelt es sich um riesige Ländereien, ähnlich den großen Plantagen im 19. Jahrhundert.

### Extraktivismus und Pandemie

Die Covid-19-Pandemie hat Lateinamerika erreicht und verursacht neue Probleme, die die durch den Extraktivismus entstandenen noch verstärken. Es dürfte klar sein, dass die gesundheitlichen und wirtschaftlichen Folgen verheerend sein werden und dass es in allen Ländern zu einer Verschärfung der Armut, zur Zerstörung von Arbeitsplätzen und einem Anstieg der Verschuldung kommen wird. Gleichzeitig hat die Pandemie Auswirkungen auf die Politik. So kam es beispielsweise in vielen Ländern zu einer Ausweitung von Polizeikontrollen und zu einer Schwächung der Demokratie. Alle diese Probleme entstehen zusätzlich zum Extraktivismus und verstärken in einigen Fällen dessen negativen Folgen, können andererseits aber auch einen Wandel und bewegende Zeichen der Solidarität bewirken.

Durch die Pandemie werden einige Probleme der Landbevölkerung noch verschärft. So wurden in den verschiedenen Ländern

Ausgangsbeschränkungen und -verbote verhängt, die Auswirkungen auf den lokalen Handel haben, wodurch die Besuche von lokalen Märkten erschwert wurden. Es kommt zu der paradoxen Situation, dass es auf der einen Seite einen Mangel an frischem Obst und Gemüse gibt, auf der anderen Seite aber die Bauern ihre Produkte nicht verkaufen können. Die staatlichen Hilfsmaßnahmen sind unzureichend. In einigen Ländern wurden Steuern ausgesetzt oder gestundet, die Zahlung der Strom- und Wasserrechnungen gestundet und in manchen Fällen auch Kredite oder Finanzhilfen gewährt. Ebenso wurden Maßnahmen erlassen, die den Handel erleichtern oder auf andere Weise regulieren sollen. Einige Maßnahmen beinhalten Gesundheitskontrollen. Auch in den Familien häufen sich die Probleme. Junge Menschen aus ländlichen Familien kehren aus den Städten zurück aufs Land, weil sie ihre Arbeit verloren haben oder die Universität geschlossen wurde. Gleichzeitig werden die Schulen auf dem Land geschlossen. Diese und auch andere Faktoren deuten darauf hin, dass die Folgen für das Bildungswesen enorm sein werden und dadurch die Chancen der Menschen, der Armut zu entkommen, stark eingeschränkt werden.

**„Wenn der Holzindustrie und Projekten zum Bergbau oder zur Erdölförderung sowie anderen Unternehmungen, welche die Wälder zerstören und die Umwelt verschmutzen, seitens der Behörden grünes Licht gegeben wird, dann verändern sich die wirtschaftlichen Beziehungen auf ungerechtfertigte Weise und werden zu einem Instrument, das tötet.“**

**Papst Franziskus, Querida Amazonia, 14**

All diese Probleme treffen in einem noch stärkeren Maße die indigenen und bäuerlichen Gemeinschaften, da sie aufgrund ihrer Armut und der Verschlechterung der Umweltbedingungen nur einen sehr eingeschränkten Zugang zu medizinischer Versorgung haben. So ist es in den Dörfern, die wegen des Bergbaus, beispielsweise in den Andenregionen Boliviens oder Perus, oder wegen der Agrarkonzerne, z. B. in einigen Avocadoanbaugebieten in Chile, unter Wassermangel leiden, sehr schwierig, regelmäßiges Händewaschen zu praktizieren.

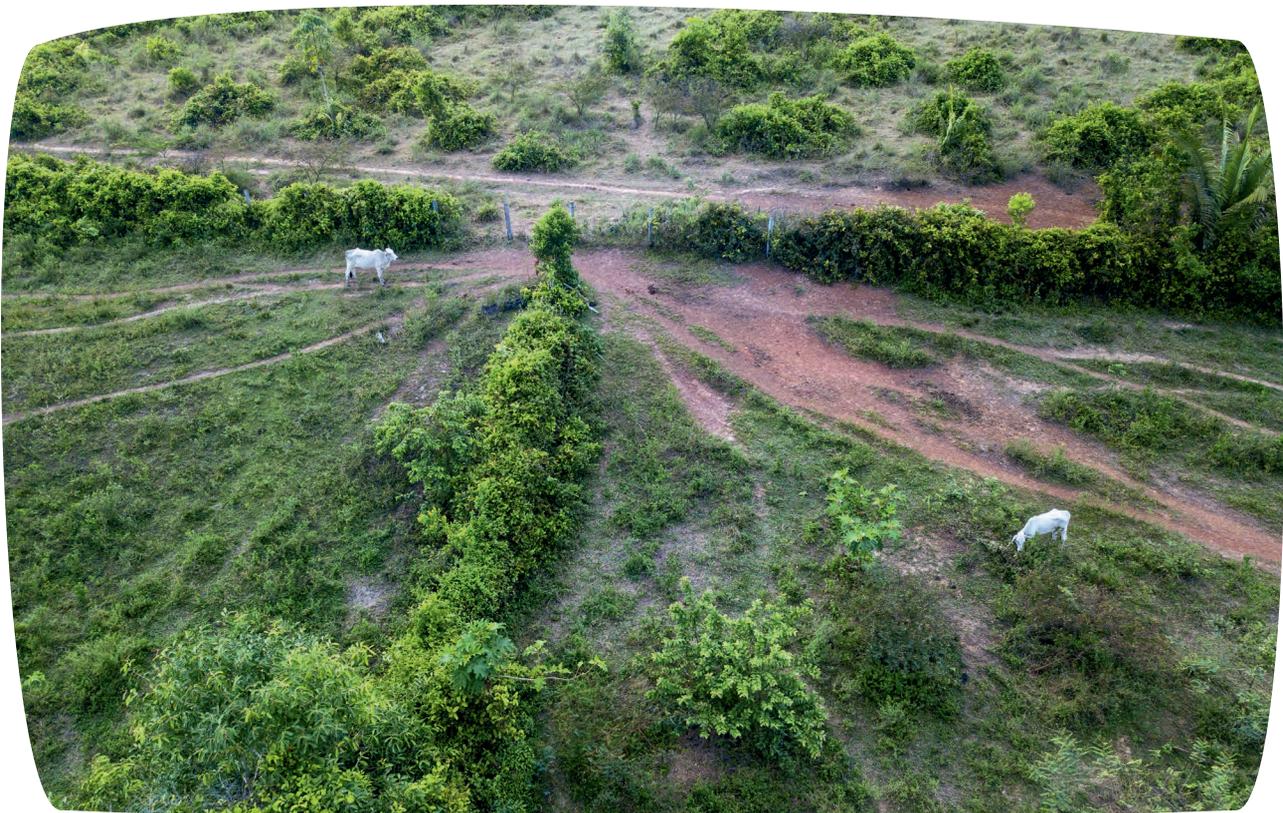
Einige Länder haben als Antwort auf das Coronavirus Exportbeschränkungen für wichtige Nahrungsmittel erlassen (z. B. für Bohnen in Mittelamerika), aber die Exportländer des südlichen Lateinamerikas scheinen den umgekehrten Weg zu beschreiten. Hier sind die Regierungen dazu übergegangen, den Extraktivismus noch stärker auszuweiten. So wird die Pandemie als Vorwand für die Beibehaltung

Abbildung Seite 30:

Der Boden wird zum Produktionsfaktor: Die Agroindustrie setzt in Lateinamerika auf den Extraktivismus, unter anderem auch in der Viehzucht.

beziehungsweise Intensivierung der verschiedenen Formen des Extraktivismus verwendet und Sicherheits- und Quarantänemaßnahmen werden vorgeschoben, um die Proteste der Bürger zu unterbinden. Die Regierungen argumentieren, dass der Extraktivismus eine der wenigen ihnen zur Verfügung stehenden Optionen ist, aus der Wirtschaftskrise herauszukommen, und so setzen sie auf eine Steigerung der Exporte. Ein Beispiel aus der jüngsten Vergangenheit sind die Maßnahmen der Übergangsregierung von Bolivien, unter Jeanine Áñez, mit denen die Verwendung gentechnisch modifizierter Nutzpflanzen erlaubt wird. Doch das trägt in Wahrheit nicht dazu bei, das Angebot an Nahrungsmitteln im Land zu verbessern, sondern dient vielmehr zur Förderung der Exporte durch Großgrundbesitzer und Sojaunternehmen. Bereits die Regierung von Evo Morales hatte versucht, bei gentechnisch veränderten Nutzpflanzen eine Führungsrolle zu übernehmen. Allerdings konnte dies durch den Widerstand der Bevölkerung gestoppt werden. Während der Pandemie gestaltet sich Protest wesentlich schwieriger, unter anderem wegen der Einschränkungen des Demonstrationsrechts. Obwohl beide Regierungen unterschiedlichen politischen Lagern angehören, teilen sie doch den Glauben an den Extraktivismus.

Durch die Pandemie werden auch Rahmenbedingungen geschaffen, unter denen die Suche nach Alternativen für den Extraktivismus und die Rückkehr zu einer ländlichen Vielfalt verhindert



oder erschwert werden. Es deutet beispielsweise alles darauf hin, dass aufgrund der Wirtschaftskrise die Mittel der Behörden für Landwirtschaft und ländliche Entwicklung gekürzt werden. Somit wird weniger technische Hilfe zur Verringerung der Auswirkungen auf die Umwelt bewilligt und auch die Erprobung ökologischer Alternativen, z. B. biologische statt chemische Pflanzenschutzmittel, heruntergefahren. Wirtschafts- und Mobilitätsprobleme verhindern wiederum die Stärkung anderer landwirtschaftlicher Produktionsketten, die eine Alternative zum landwirtschaftlichen Extraktivismus darstellen könnten, beispielsweise der Anbau von Bioprodukten.

Noch ernster steht es um die regionalen Integrationsprozesse Lateinamerikas, die 2020 eine schwierige Phase durchleben. So hat der Gemeinsame Südamerikanische Markt MERCOSUR, ein Zusammenschluss von Argentinien, Brasilien, Paraguay und Uruguay, nicht nur keinen „gemeinsamen Markt“ erreicht, sondern ist komplett zum Stillstand gekommen. Darüber hinaus hat Argentinien angekündigt, nur an den Handelsgesprächen mit der EU teilzunehmen und alle anderen Verhandlungen abzubrechen. Auch die Union Südamerikanischer Nationen (UNASUR), die von vormalig progressiven Regierungen gefördert wurde, ist praktisch aufgelöst, da viele Länder ausgetreten sind.

Dieser fehlende Zusammenhalt wirkt sich in vielfacher Hinsicht auf den Extraktivismus und seine möglichen Alternativen aus. Die aktuelle Lage verhindert die Verabschiedung einer gemeinsamen Agrarpolitik und führt dazu, dass die lateinamerikanischen Länder in einen gegenseitigen Wettbewerb eintreten, um mehr oder weniger dieselben Produkte zu exportieren. Daher konkurrieren die Kaffee- und Kakaoproduzenten untereinander, ebenso die Soja- und Fleischproduzenten. Die Regierungen versuchen, neue Märkte zu erschließen, indem sie ihre Umwelt-, Pflanzenschutz- und Gesundheitskontrollen herunterfahren bzw. verdeckte oder offene Subventionen (normalerweise in Verbindung mit Steuererleichterungen, günstigeren Energiekosten oder der Errichtung von Verkehrs- bzw. Wasserinfrastrukturen) gewähren. Das Auseinanderbrechen der regionalen Integration begünstigt den Extraktivismus. Gleichzeitig wirken aber auch Kräfte in die entgegengesetzte Richtung. Angesichts der Pandemie kam es zu zahlreichen Solidaritätsaktionen, und die Bürger wünschen sich immer mehr einen einfacheren Lebensstil mit weniger Konsum und einer größeren Nähe zur Natur. Viele Menschen haben sich in Gruppen zusammengeschlossen, um gesunde Nahrungsmittel zu beziehen oder Techniken zum Eigenanbau zu erproben. Man blickt nun wieder auf den ländlichen Raum als eine Nahrungsmittelquelle, die dazu beitragen könnte, die Auswirkungen von Armut und Arbeitslosigkeit,

insbesondere in den Großstädten, zu reduzieren. Diese Strategien sind sehr vielfältig und reichen von Stadtteilmärkten, die Textnachrichten an die Mobiltelefone ihrer Kunden schicken, bis hin zu Gruppen von Biolandwirten, die an den Rändern von Großstädten florieren.

Mehrere dieser Alternativen sind durch eine neue emotionale und bewusste Beziehung zur Umwelt geprägt. Und dieser Aspekt ist nicht unbedeutend. Wir dürfen nicht vergessen, dass der Extraktivismus die Natur ihres originären Charakters und ihrer Spiritualität beraubt und einfach keinen Platz für Emotionen lässt, da der Boden zum Produktionsfaktor und die Nutzpflanzen zur Ware werden. Daher gibt es viele Alternativen, die den Extraktivismus in Frage stellen. 2020 herrscht also eine große Unsicherheit unter den Kräften, die sich für die Beibehaltung der bestehenden Entwicklungsstrategien einsetzen, zu denen auch der Extraktivismus gehört. Gleichzeitig wird auch über andere Optionen und die Notwendigkeit von Alternativen gesprochen. Wieder einmal liegen die Chancen für den Wandel in unserer Hand, aber die Zeit, die uns noch bleibt, bis wir in einer irreversiblen ökologischen und sozialen Krise versinken, wird immer knapper.

#### Anmerkungen

1 Weitere Informationen unter: FAO Food Price Index, <http://www.fao.org/worldfoodsituation/foodpricesindex/en/>.

2 J. Arias, D. Rodríguez Sáenz, E. Salazar & N. Monge. 2020 ¿Cuáles son los temas e instrumentos de política más utilizados por los países frente a la pandemia? Blog des IICA (auf Deutsch: Was sind die häufigsten Instrumente der Länder zur Bekämpfung der Pandemie?, Blog des IICA), <https://blog.iica.int/blog/cuales-son-los-temas-e-instrumentos-politica-mas-utilizados-por-los-paises-frente-pandemia>.

3 ¿Los transgénicos nos pondrán a salvo de la crisis alimentaria? (auf Deutsch: Können uns die gentechnisch veränderten Nutzpflanzen aus der Nahrungsmittelkrise retten?) G. Colque, Página Siete, La Paz, 17. Mai 2020, <https://www.paginasiete.bo/rascacielos/2020/5/17/los-transgenicos-nos-pondran-salvo-de-la-crisis-alimentaria-255666.html>.

# Kleinbäuerliche Betriebe versus Agrobusiness

Welches Modell dient der Landbevölkerung in Lateinamerika? Das Beispiel Guatemala  
Von Dr. Jochen Dürr, Zentrum für Entwicklungsforschung, Universität Bonn

EntwicklungsökonomInnen haben seit den 1950er Jahren den möglichen Beitrag der Landwirtschaft für die wirtschaftliche Entwicklung theoretisch aufgezeigt. In einem frühen Entwicklungsstadium einer Gesellschaft ist die Bedeutung des Agrarsektors besonders groß, da die Mehrzahl der Bevölkerung dort beschäftigt ist. Die Landwirtschaft stellt daher einen Schlüsselsektor dar. Sie soll zum einen ausreichend billige Nahrungsmittel für die wachsende Bevölkerung produzieren und Arbeitskräfte für andere Sektoren freisetzen. Zum anderen muss sie Devisen erwirtschaften und Kapital für den Aufbau der Industrie akkumulieren. Schließlich sind die Beschäftigten in der Landwirtschaft auch als Absatzmarkt für die wachsende industrielle Güterproduktion wichtig.

Das „klassische Paradigma der Entwicklungsökonomie“ sieht den Beitrag des Agrarsektors also darin, dass er Impulse für das Wachstum anderer volkswirtschaftlicher Sektoren gibt, mithin zu einem Strukturwandel führt, dadurch aber selbst an Bedeutung verliert. Diese theoretische Untermauerung der Bedeutung der Landwirtschaft führte in den 1960er und 1970er Jahren zu vielfältigen Förderprogrammen wie der Subventionierung von Inputs, dem Aufbau ländlicher Infrastruktur und integrierten ländlichen Entwicklungsprogrammen. Seit und mit den Strukturanpassungsprogrammen der 1980er Jahre wurde die Förderung der Landwirtschaft jedoch vernachlässigt und kam erst mit der weltweiten Ernährungskrise wieder verstärkt in den öffentlichen Fokus.

Die Debatten um geeignete Strategien für den Landwirtschaftssektor in Entwicklungsländern waren von Anfang an auch durch die Frage geprägt, welche Art der Landwirtschaft am besten zu wirtschaftlicher Entwicklung und Wohlstand der ländlichen Bevölkerung beitragen könnte. So sahen Autoren wie Johnston und Kilby (1975) eine Modernisierung des kleinbäuerlichen Sektors als besonders aussichtsvoll an, da die dadurch erhoffte gleichmäßige Einkommensverteilung eine hohe Nachfrage für

die arbeitsintensive Konsumgüterindustrie der jeweiligen Länder entfalten würde.

Allerdings haben seither vielfältige Entwicklungen, wie die Diversifizierung der ländlichen Ökonomien, Migration und Rücküberweisungen (remittances), Wachstum des Tourismus, globalisierte Nahrungsmittelsysteme und die außenwirtschaftliche Öffnung der meisten Volkswirtschaften dazu beigetragen, dass die Bedeutung der Landwirtschaft als Wachstumsmotor relativiert werden muss. Das mittelamerikanische Land Guatemala ist hierfür ein gutes Beispiel. Wie in vielen anderen Ländern Lateinamerikas wurden seit den Strukturanpassungsmaßnahmen der 1980er Jahre die staatlichen Institutionen und Programme zur Agrarentwicklung stark gekürzt. Im Jahr 2006 trat der Freihandelsvertrag mit den USA in Kraft, der eine Marktöffnung für fast alle Agrargüter innerhalb von 18 Jahren vorsieht. Die Rücküberweisung von Guatemalteken aus dem Ausland ist mit 9,3 Mrd. US\$ fast genauso hoch wie der gesamte Exportwert des Landes von 10,9 Mrd. US\$ (2018). Auch der Tourismus ist seit längerem eine wichtige Einnahmequelle für Guatemala. Insgesamt trägt der Agrarsektor in Guatemala nur noch 10 % zum Bruttoinlandsprodukt (BIP) bei.

Hat die Landwirtschaft also ihre Bedeutung für Wachstum und Wohlstand größtenteils verloren? Ist die kleinbäuerliche Landwirtschaft noch ein tragfähiges Modell, das unterstützt werden sollte? Oder stellen das moderne Agrobusiness und globale Wertschöpfungsketten die Zukunft für eine ländliche Entwicklung in Latein-



amerika dar? Diesen Fragen soll im Folgenden beispielhaft anhand einer Untersuchung von kleinbäuerlichen und großbetrieblichen Wertschöpfungsketten in Guatemala nachgegangen werden. Zunächst aber wird die dortige Agrarstruktur kurz erläutert, um Hintergründe und Voraussetzungen für eine ländliche Entwicklung besser verstehen zu können.

### Agrarstruktur und Armut in Guatemala

„Los campesinos solo siembran pobreza“: Die Meinung, dass Kleinbauern nur Armut säen, ist häufig in Guatemala zu hören. Tatsächlich gelten 76 % der Bevölkerung auf dem Lande als arm. Armut in Guatemala ist ländlich, kleinbäuerlich, indigen. Der Hauptgrund dafür ist in der ungleichen Landverteilung zu sehen: 92 % aller Betriebe besitzen nur 22 % der gesamten landwirtschaftlichen Fläche. Von diesen muss die Hälfte der Höfe mit weniger als 0,7 ha auskommen, und die andere Hälfte hat nur zwischen 0,7 und 7 ha zur Verfügung. Der Anteil der Kleinstbetriebe (unter 0,7 ha) hat sich von 1979 bis 2002 sogar von 31 % auf 45 % erhöht. Neben dem fehlenden Zugang zu Land sind das hohe Bevölkerungswachstum und die Parzellierung des Besitzes dafür ausschlaggebend gewesen. Die mittleren und großen Betriebe besitzen also knapp 80 % der Fläche, machen aber nur 8 % der Betriebe aus. In den letzten Jahren sind verstärkte Tendenzen zu Landkonzentration bzw. Rekonzentration zu erkennen, insbesondere durch die

Vergrößerung von Palmöl- und Zuckerrohrplantagen. Diese führen zu zunehmenden Landkonflikten. Diese Dynamiken wurden von der neoliberalen Politik gefördert, die den kleinbäuerlichen Sektor vernachlässigt, die Märkte liberalisiert und die Plantagenwirtschaft unterstützt hat.

Trotz der Benachteiligung des kleinbäuerlichen Sektors ist dieser weiterhin für die Ernährungssicherheit Guatemalas entscheidend. So werden 73 % bzw. 76 % der Grundnahrungsmittel Mais und Bohnen sowie das meiste Obst und Gemüse von Kleinbauern produziert. Die wichtigsten Exportprodukte Kaffee, Zucker und Bananen werden hingegen vor allem von Großbetrieben angebaut. Allerdings wird knapp ein Drittel des Kaffees von kleinen Familienbetrieben produziert. Zudem sind die kleinbäuerlichen Wirtschaften bei den sogenannten nicht-traditionellen Exportprodukten wie Gemüse (u. a. grüne Bohnen, Zuckrerbsen, Brokkoli, Okra) und Kardamom die wichtigsten Erzeuger. Insgesamt tragen die klein-

Abbildung Seite 33:

Die Kleinbauern im Quiché in Guatemala hängen Maiskolben zum Trocknen an die Balken ihrer Häuser. Mais ist das Grundnahrungsmittel der indigenen Landbevölkerung.

bäuerlich produzierten Güter dadurch zu knapp 25 % der Agrarexporte bei.

Die dualistische Agrarstruktur Guatemalas zeigt sich also nicht nur in dem Gegensatz *Minifundio-Latifundio*, sondern auch in den Anbau- und Vermarktungsstrukturen. Während die Kleinbetriebe eine weitaus diversifiziertere Produktionsstrategie verfolgen, die der Eigenversorgung, dem lokalen, regionalen und nationalen Markt sowie dem Export (sowohl in zentralamerikanische Nachbarländer als auch in die USA) dient, sind die Großbetriebe vor allem auf Monokulturen für den nationalen und den Exportmarkt spezialisiert. Diese Unterschiede in den kleinbäuerlichen und großbetrieblichen Wertschöpfungsketten bedingen unterschiedliche Voraussetzungen und Möglichkeiten für eine ländliche Entwicklung. Es stellt sich also die Frage, welches dieser beiden Modelle am ehesten zu Entwicklung und Wohlstand beitragen kann und wer davon am meisten profitiert.

### Landwirtschaftliche Wertschöpfungsketten in Guatemala

Eine Wertschöpfungskette (WSK) kann als die Gesamtheit von wirtschaftlichen Aktivitäten verstanden werden, die notwendig sind, damit ein Produkt bis zum Endverbraucher gelangt. Eine (agrarische) WSK umfasst damit die Bereitstellung von Inputs (wie Saatgut und Düngemittel), die landwirtschaftliche Produktion, deren Verarbeitung und Vermarktung sowie indirekte Dienstleistungen (Kredite, Beratung, Transport etc.).

Das bedeutendste Grundnahrungsmittel Guatemalas ist der Mais, der meist von Kleinbauern für den Eigenkonsum angebaut wird. Überschüsse werden über lokale Händler vermarktet, die teilweise an den Großhandel angeschlossen sind, der wiederum über zentrale Märkte verschiedene Defizitregionen versorgt. Mais wird heutzutage überwiegend in kleinen Maismühlen verarbeitet, die in fast jedem Dorf anzutreffen sind. Die Herstellung der Maisfladen (tortillas) findet häufig noch in den Haushalten statt; in städtischen Gebieten gibt es jedoch schon darauf spezialisierte Tortillerías. Ein weiteres Grundnahrungsmittel stellen schwarze Bohnen dar, die haupt-

sächlich über lokale Zwischenhändler vertrieben werden. Gemüse und Kartoffeln werden ebenfalls zu hohen Anteilen von kleinbäuerlichen Betrieben produziert, die meist an Zwischenhändler verkaufen. In den größeren Städten existieren Märkte, auf denen Händler aus verschiedenen Landesteilen das Gemüse aufkaufen. Historisch gesehen ist Guatemala ein wichtiges Betätigungsfeld von multinationalen Firmen wie der United Fruit Company gewesen. Auch heute noch gehören Bananen, Ananas und Melonen zu den wichtigsten Plantagenprodukten, die von nationalen Großgrundbesitzern und multinationalen Unternehmen für den Export angepflanzt werden. Die WSK ist hier von der Produktion bis zum Export in einer Hand. Allerdings wird der nicht-exportierbare Ausschuss auf dem nationalen Markt über Groß- und Einzelhändler vertrieben. Die monokulturellen Zuckerrohrplantagen Guatemalas befinden sich an der Pazifikküste (Costa Sur). Die der nationalen Oligarchie gehörenden Zuckerfirmen sind vertikal vom Zuckerrohranbau bis zum Endprodukt (raffiniertes Zucker) integriert. Sie bilden auf dem nationalen Markt ein Oligopol und sind aber v.a. auch im Export vertreten. Der Anbau von Ölpalmen konzentriert sich in Guatemala ebenfalls auf wenige (multi-)nationale Firmen, die eigene Plantagen besitzen, aber auch von anderen Großbetrieben zukaufen. Die Verarbeitung zum rohen Palmöl findet in Verarbeitungsanlagen unweit der Plantagen statt. Palmöl dient sowohl dem nationalen Konsum (als Speiseöl, Margarine etc.) als auch dem Export.<sup>14</sup> Zur Beantwortung dieser Frage sollen hier kleinbäuerliche und großbetriebliche Wertschöpfungsketten verglichen werden. Die Idee dahinter ist, dass in den WSK unterschiedliche Akteure tätig sind, die in verschiedenem Ausmaß Wertschöpfung und Arbeitsplätze generieren und auch in unterschiedlicher Weise von den WSK profitieren. Der Vorteil dieses Ansatzes ist, dass dabei nicht nur Wertschöpfung und Beschäftigung in der Landwirtschaft verglichen, sondern darüber hinaus die indirekten Wirkungen auf vor- und nachgelagerte Sektoren einbezogen werden können. Die Methodik unseres Ansatzes beruht darauf, dass die einzelnen WSK von der lokalen bis zur nationalen Ebene verfolgt werden, um wichtige Variablen wie Produktionskosten, Produktionswert, Brutto-Wertschöpfung, Einkommen und Beschäftigung für jedes Produkt, jeden Sektor und jede geographische Einheit quantifizieren zu können.<sup>15</sup>

Um das Potenzial der WSK für die wirtschaftliche Entwicklung in den ländlichen Regionen zu eruieren, stellt sich zunächst die Frage, wie hoch deren Wertschöpfung auf die Fläche bezogen ausfällt. Die Relation von landwirtschaftlichem Flächen- und Wertschöpfungsanteil ist bei Klein- und Großbetrieben nahezu gleich hoch: Alle 28 untersuchten Produkte eingerechnet, entfallen 41 %

der Fläche und 37 % der landwirtschaftlichen Wertschöpfung auf die Klein- und Kleinstbetriebe, und 59 % bzw. 63 % auf mittlere und Großbetriebe. Dies bedeutet, dass die Flächenproduktivität der kleinbäuerlichen Landwirtschaft im Durchschnitt nur 12% geringer als die der Großbetriebe ist. Allerdings hat die kleinbäuerliche im Vergleich zur großbetrieblichen Landwirtschaft deutlich geringere Verbindungen zu vor- und nachgelagerten Sektoren. Während für jede Einheit Wertschöpfung in der kleinbäuerlichen Landwirtschaft 0,9 Einheiten in Handel und Industrie generiert werden, liegt dieses Verhältnis bei den Großbetrieben bei 1,2 Einheiten. Dies ist vor allem auf die höhere Verarbeitungsintensität und den höheren Exportanteil von Plantagenprodukten wie Kaffee, Zuckerrohr und Ölpalmen zurückzuführen. Insgesamt hat dies zur Folge, dass die kleinbäuerlichen WSK nur 34 % der gesamten Wertschöpfung generieren (großbetriebliche WSK: 66 %), 7 %-Punkte weniger, als ihrem Flächenanteil entspräche.<sup>16</sup>

Hingegen ist die kleinbäuerliche Landwirtschaft arbeitsintensiver und erzeugt in der gesamten WSK sowohl absolut (160 Millionen versus 150 Millionen Arbeitstage) als auch flächenbezogen (129 Arbeitstage pro Hektar im Vergleich zu 82 Tagen) mehr Arbeitsplätze als die großbetrieblichen WSK. Denn kleinbäuerliche WSK beruhen hauptsächlich auf der Verarbeitung und Vermarktung von unzähligen Klein- und Kleinstunternehmen. Im Speziellen ist die wichtigste aller WSK, diejenige des Maises, besonders arbeitsintensiv, da dieser durch sehr viele Kleinhändler vermarktet und in dörflichen Maismühlen verarbeitet wird. Auch die sogenannten Tortillerías, wo die typischen Maisfladen hergestellt werden, stellen sehr viele Arbeitsplätze, fast ausschließlich für Frauen, bereit. Insgesamt wird ein Drittel aller Arbeitsplätze durch den Mais, einer typischen kleinbäuerlichen WSK, erzeugt.<sup>17</sup>

Allerdings kann argumentiert werden, dass die Arbeitsproduktivität und damit die Einkommensmöglichkeiten im kleinbäuerlichen und im kleinbetrieblichen, meist informellen Sektor eher gering sind. Immerhin werden 96 % aller Arbeitsplätze der kleinbäuerlichen WSK in diesem kleinbetrieblichen Sektor (definiert als Betriebe mit höchstens zehn Beschäftigten) geschaffen. Die durchschnittliche Arbeitsproduktivität in den kleinbäuerlichen WSK ist mit 13 US\$/Tag weniger als halb so hoch wie diejenige der großbetrieblichen WSK.<sup>18</sup> Dies führt dazu, dass viele in diesem Bereich Beschäftigte weniger als den Mindestlohn verdienen und damit als arm gelten müssen.

Die Exportproduktion wird häufig als eine lukrative Alternative für Kleinbauern angesehen. So ist in Guatemala seit den 1980er Jahren durch die Entwicklungszusammenarbeit der Anbau nicht-traditioneller Exportprodukte (NTE), meist Obst und Gemüse für

den US-Markt, gefördert worden. Diese Produkte konnten schon vor dem Abschluss des Freihandelsvertrages mit den USA ein bedeutendes Wachstum aufweisen, das sich seit 2006 noch verstärkte. Die meisten dieser NTE werden im Hochland (Altiplano) fast ausschließlich von Kleinbetrieben angebaut. Dies trägt zu 5,5 Millionen Arbeitstagen oder umgerechnet etwa 18.000 Vollzeit-Arbeitsplätzen in der gesamten WSK bei. Allerdings müssen hierbei zwei Dinge beachtet werden: Erstens profitieren durch das Exportwachstum zwar auch die Kleinproduzenten und Arbeiter in den Exportunternehmen; am stärksten konnten jedoch die Gewinne der Exportbetriebe gesteigert werden. Zweitens ist die Bedeutung der NTE relativ gering: Sie machen nur 7 % der WSK-Beschäftigten in der Region Altiplano aus. Im Vergleich dazu trägt die WSK des Grundnahrungsmittels Mais dort zu 31 % aller Arbeitsplätze bei.<sup>19</sup>

### Konsequenzen der Expansion des Agrobusiness

Man könnte nun aber trotzdem argumentieren, dass eine Ausweitung des kleinbäuerlichen Anbaus der produktiveren Exportprodukte zu einer Steigerung der Wertschöpfung, damit zu höheren Einkommen und besseren Entwicklungschancen der ländlichen Regionen führt. Eine Diversifizierung kleinbäuerlicher Landwirtschaft durch arbeitsintensive Cash Crops kann sich tatsächlich fördernd auf Einkommen und dadurch auch auf die Ernährungssituation auswirken. Diese Diversifizierung hat jedoch ihre Grenzen, denn die kleinbäuerlichen Betriebe haben nur eine limitierte Anbaufläche zur Verfügung und die Produktion für den Export ist stets auch mit Risiken verbunden. Außerdem stellt der traditionelle Maisanbau für die meisten Bauern und Bäuerinnen nicht nur ihre Ernährungsgrundlage dar, sondern hat in der Mayakultur auch eine kulturell-religiöse Bedeutung.

Wieder anders sieht es bei einer Substitution von kleinbäuerlichen zugunsten von großbetrieblichen WSK aus, die ja auch tatsächlich in einigen Regionen Guatemalas stattfindet. Die oben erwähnte Expansion der Plantagenwirtschaften geht häufig auf Kosten von kleinbäuerlichen Anbausystemen. Ob die jewei-

ligen Regionen davon aber tatsächlich profitieren, muss bezweifelt werden, und zwar aus zwei Gründen: Erstens werden die Profite der der nationalen Oligarchie und transnationalen (Finanz-) Investoren gehörenden Unternehmen aus der jeweiligen Region transferiert.<sup>20</sup> Damit verbleiben nur die Löhne und Gehälter als Wertschöpfungskomponenten vor Ort. Zweitens führt die Substitution von kleinbäuerlichen WSK durch die vertikal integrierte Zuckerrohr- und Palmölindustrie zum Verlust von Arbeitsplätzen und Einkommen bei vielen kleinen Händlern und Verarbeitern auf lokaler Ebene. Wenn diese beiden Effekte einbezogen werden, fällt trotz höherer Produktivität und Löhne in der Plantagenwirtschaft die Bilanz für die regionale Wirtschaft negativ aus. Eine vollständige Substitution des Maisanbaus durch Zuckerrohrplantagen (auf 93 Tausend ha) in der Region Costa Sur würde zu einer Reduzierung des Bruttoregionaleinkommens um 39 Millionen US\$ und einem Verlust von 5 Millionen Arbeitstagen (über 17.000 Vollarbeitsplätzen) jährlich führen. In den nördlichen Tiefländern Guatemalas, wo sich inzwischen Ölpalmplantagen ausbreiten, würde eine Verdrängung von Mais auf allen Flächen, die auch für Palmöl geeignet sind (63 Tausend ha), eine Verringerung des regionalen Einkommens um 14 Millionen US\$ und eine Reduktion von mehr als 500.000 Arbeitstagen (ca. 1.800 Arbeitsplätzen) jährlich verursachen.<sup>21</sup>

### Schlussfolgerung: kleinbäuerliche Landwirtschaft als Basis für ländliche Territorientwicklung

Nach den Erörterungen über den Beitrag der verschiedenen WSK auf die ländliche Entwicklung in Form von Wertschöpfung und Arbeitsplätzen stellt sich abschließend noch einmal die Frage: Welches Modell dient also der Landbevölkerung am meisten und sollte durch die Politik unterstützt werden? Da immer noch ein Drittel der gesamten Bevölkerung<sup>22</sup> und die große Mehrzahl der ländlichen Bevölkerung in der Landwirtschaft beschäftigt ist, ist dies eine entscheidende Frage für die Zukunft Guatemalas. Generell kann festgestellt werden, dass die kleinbäuerlichen WSK arbeitsintensiver sind und sehr vielen Klein- und Kleinstunternehmern eine, wenn

auch häufig gering entlohnte, Arbeitsmöglichkeit im informellen Sektor bieten. Das bedeutendste kleinbäuerliche Produkt, der Mais, ist nicht nur für die Ernährungssicherheit Guatemalas entscheidend, sondern bietet auch ein großes Einkommenspotenzial in der Verarbeitung und Vermarktung. Der Förderung des immer noch sehr wenig produktiven Maisanbaus könnte damit eine Schlüsselrolle für die ländliche Entwicklung zukommen. Die großbetrieblichen WSK schaffen zwar Arbeitsplätze, die teilweise besser entlohnt werden als diejenigen im informellen Sektor; so ist zum Beispiel eine Anstellung in der Zuckerrohrernte sehr begehrt und mag vielen (v. a. jungen) Arbeitern einen überdurchschnittlichen Verdienst ermöglichen. Aber abgesehen davon, dass diese Arbeitsmöglichkeiten meist nur saisonal verfügbar sind, hat ein Teil der Landbevölkerung auch gar keine andere Möglichkeit, als sich auf den Plantagen zu verdingen, da diese zu wenig oder gar kein eigenes Land besitzt. Eine Expansion der Plantagenwirtschaften auf Kosten von kleinbäuerlichen Anbausystemen kann negative Auswirkungen auf die ländliche Entwicklung haben, wenn der erzeugte Reichtum in Form von Profiten aus den jeweiligen Territorien heraus transferiert wird. Im Gegensatz dazu profitieren von kleinbäuerlichen WSK eine Vielzahl von lokalen Akteuren. Hinzu kommt, dass die Gewinne bei den großbetrieblichen WSK viel ungleicher verteilt sind und sich dadurch die bereits existierende sehr ungleiche Einkommens- und Landverteilung noch verstärkt. Abschließend sei angemerkt, dass viele weitere wichtige Aspekte der beiden konkurrierenden Modelle hier nicht betrachtet wurden: sowohl soziale Aspekte wie zum Beispiel die Arbeitsbedingungen auf den Plantagen als auch ökologische Auswirkungen, die die großbetrieblichen Monokulturen oder auch der intensive (kleinbäuerliche) Gemüseanbau mit sich bringen, konnten hier nicht einbezogen werden. Trotz dieser Einschränkung kann behauptet werden, dass die Förderung einer nachhaltigen, diversifizierten und produktiven kleinbäuerlichen Landwirtschaft statt des monokulturellen Agrobusiness, eingebettet in integrierte ländliche Entwicklungsprogramme, ein inklusiveres, breitenwirksames und armutsreduzierendes Entwicklungsmodell nicht nur für Guatemala, sondern für ganz Lateinamerika darstellen würde.

Abbildung Seite 37:

Der Bauer Nicolás Pichiyá Ajú mit seinem Sohn auf dem Feld. Die Familie im Dorf Cumbre de San Nicolás in Guatemala arbeitet hart, um mit den Erträgen ihrer Felder das Überleben zu sichern.

## Anmerkungen

- 1 Johnston, B.; Mellor, J. (1961): The role of agriculture in economic development. *American Economic Review* 51 (4), S. 566–593.
- 2 de Janvry, A. (2010): Agriculture for development: new paradigm and options for success. *Agricultural Economics*, Volume 41, Issue Supplement s1, S. 17–36.
- 3 Ebda.
- 4 Johnston, B.; Kilby, P. (1975): *Agriculture and Structural Transformation: Economic Strategies in Late-Developing Countries*. Oxford University Press, Oxford and London.
- 5 de Janvry, A. (2010).
- 6 Siehe Banco de Guatemala (Banguat): [https://www.banguat.gob.gt/inc/ver.asp?id=/estaeco/remesas/remfam2010\\_2020.htm&e=149740](https://www.banguat.gob.gt/inc/ver.asp?id=/estaeco/remesas/remfam2010_2020.htm&e=149740).
- 7 Siehe Banco de Guatemala (Banguat): [http://www.banguat.gob.gt/cuentas-nac/PIB2013/Aspectos\\_generales\\_y\\_principales\\_resultados.pdf](http://www.banguat.gob.gt/cuentas-nac/PIB2013/Aspectos_generales_y_principales_resultados.pdf).
- 8 Instituto Nacional de Estadísticas INE (2014). *Encuesta Nacional de Condiciones de Vida (ENCOVI) 2014*. Guatemala.
- 9 Instituto Nacional de Estadísticas INE (2004). *IV Censo Nacional Agropecuario 2003*. Guatemala.
- 10 Hurtado, L. (2008): *Dinámicas Agrarias y Reproducción Campesina en la Globalización: El Caso de Alta Verapaz, 1970–2007*, Guatemala Ciudad, Guatemala.
- 11 Alonso-Fradejas, A. (2012): Land control-grabbing in Guatemala: the political economy of contemporary agrarian change. *Canadian Journal of Development Studies/Revue canadienne d'études du développement*, Vol. 33, No. 4, S. 509–528.
- 12 Dürr, J. (2015): Der Beitrag der Landwirtschaft zur wirtschaftlichen Entwicklung in Guatemala durch Wertschöpfungsketten und agricultural growth linkages. *International Rural Development* 8 (Ed. by Béatrice Knerr). Kassel University Press.
- 13 Kaplinsky, R.; Morris, M. (2001): *A Handbook for Value Chain Research*. Working Paper prepared for the IDRC. Institute for Development Studies, Brighton, UK.
- 14 Dürr, J. (2015).
- 15 Ebda.
- 16 Dürr, J. (2016): The political economy of agriculture for development today: the „small versus large“ scale debate revisited. *Agricultural Economics*, Vol. 47, S. 671–681.
- 17 Ebda.
- 18 Ebda.
- 19 Dürr, J. (2015).
- 20 Alonso-Fradejas, A. (2012).
- 21 Dürr, J. (2017): Sugarcane and oil palm expansion in Guatemala and its consequences for the regional economy. *Journal of Agrarian Change*, Vol. 17 (3), S. 557–570.
- 22 Instituto Nacional de Estadísticas INE (2018). *Encuesta Nacional de Empleo e Ingresos (ENEI) 2018*. Guatemala.





# Hoffnung angeknipst

In den argentinischen Bergen bedeutet Strom mehr als eine leuchtende Glühbirne  
Von Christina Weise (Text) und Jürgen Escher (Fotos)

Die Autofahrt führt vorbei an Riesenkakteen und fast trockenen Flussbetten, durch atemberaubende Felsformationen und Schluchten in allen Schattierungen von Orange bis Lila. Stunden auf einer staubigen, unebenen Piste. Eine Fahrt, bei der man immer weiter von der Landkarte Argentiniens verschwindet – und immer weiter eintaucht in eine der ärmsten Regionen Argentiniens. Hier ist die Aussicht spektakulär, der Himmel nah und das Licht intensiv. Hier, am Ostabhang der Anden, befindet sich das Dorf Cabrería.

Unscheinbar liegt es zwischen majestätischen Bergen im Nordwesten Argentiniens, in einem grünen Tal, das mehr eine Hochebene ist. So wie die anderen indigenen Dörfer an den umliegenden Berghängen und sogar oben auf dem schneebedeckten Gipfel, der weit in der Ferne zu erkennen ist. Die Bewohner all dieser Siedlungen haben sich heute in Cabrería versammelt, zum Finale der lokalen Fußballmeisterschaft. Dafür nahmen die Spieler und ihre Begleiter einen beschwerlichen Weg auf sich, stunden- bis tagelange Wanderungen zu Fuß. Dennoch sind die Spiele energiegeladener und kurzweiliger, immer wieder steigen Staubwolken auf dem kargen Platz vor einem Felsvorsprung auf. Das Publikum jöhlt ausgelassen, unterhält sich, stößt an.

Cabrería ist Austragungsort des Finales, da es über etwas verfügt, das die anderen Dörfer nicht haben: elektrische Energie, Strom. Zehn Jahre lang setzten sich die Bewohner bei der Provinzregierung dafür ein – nichts geschah. Weder Strom noch Nachrichten noch eine gute Krankenversorgung gelangten nach Cabrería. Immer mehr junge Leute zogen weg. In die

nächstgelegenen Kleinstädte, in die Provinzhauptstadt Salta oder in das rund 1.500 Kilometer entfernte Buenos Aires. So wie Hector Yapura: „Ich habe meine Zukunft gesucht. Hier war sie definitiv nicht. Hier gab es nichts, weder Arbeit noch Arbeitsgeräte.“ Hector ist groß, besitzt eine natürliche Autorität. Er spricht deutlich, seine großen, von Arbeit und Sonne gezeichneten Hände unterstreichen das Gesagte durch Gesten. 14 Jahre lebte er in der Hauptstadt und arbeitete dort als Koch. Doch dann änderte sich etwas Entscheidendes in seinem Heimatdorf, und Hectors eigentlicher Traum wurde doch noch Realität.

Einige Stunden später steht Hector in kniehohen Gummistiefeln und mit khakifarbenem Hut auf dem Feld, das direkt neben dem Wohnhaus seiner Familie beginnt, und gräbt den Boden um. Feldarbeit bedeutet hier Handarbeit – Traktoren gibt es nicht. Hector baut Gemüse an, Kartoffeln, Mais, Bohnen – und sogar ein paar Weinreben besitzt er. Seit er aus der Hauptstadt zurückkehrte, arbeitet Hector nahezu jeden Tag auf seinem Feld. „In Buenos

Abbildung Seite 38:

Hector Yapura hat in Buenos Aires als Koch gearbeitet. Als der Strom verfügbar wurde, kehrte er aufs Land zurück.

Abbildung Seite 39:

Finalspiel der lokalen Fußballmeisterschaft in Cabrería.



Aires konnte ich mir ein Auto kaufen und meine beiden Kinder auf eine gute Schule schicken. Aber ich wurde auch fünf Mal überfallen“, erzählt der 42-Jährige. „Hier in Cabrería leben wir jetzt sicher und frei – und können unseren Kindern jetzt auch eine Zukunft bieten.“

Ein paar Lehmhütten und Riesenkakteen weiter setzt Hectors Cousin Jacobo Andrés Yapura sich die Brille auf, steckt den Stecker in die Dose und nimmt das Schweißgerät in die Hand. Die Funken sprühen, als er konzentriert den Spaten bearbeitet. Danach nimmt er sich die Hacke vor, die gegen die Lehmwand seiner Hütte gelehnt bereitsteht. „Es ist unglaublich. Wir können jetzt hier unser Werkzeug reparieren und sogar selbst neues machen“, sagt er. Zwei Jahre lang lebte Jacobo in Salta, arbeitete auf Baustellen und als Klempner. Doch sein Herz hing immer an Cabrería: „Ich liebe meine Heimat und bin froh, dass ich wieder hier leben und positiv in die Zukunft blicken kann.“ So wie Hector und Jacobo kommen immer mehr Familien zurück in das Dorf, das schon fast ausgestorben war.

Abbildung Seite 40:

Padre Lucas Gabriel Galante unterwegs mit seinem Allradwagen. Die Wege in den argentinischen Anden sind oft mühsam.

Abbildung Seite 41:

Der Pfarrer inspiziert mit einem Helfer im Bergdorf Cabrería die Solaranlage. Mit der Elektrizität veränderte sich das Leben der Dorfbewohner.

Nun steht Cabrería nicht mehr still, immer wird gearbeitet: gehäkelt, gehackt, getöpft, gesät. Heute ist es zwischen den 30 Häusern dabei auch nicht mehr leise, immer ertönt irgendwoher ein Knattern oder Rauschen, wenn jemand seine Maschine in Betrieb hat. Als die Bewohner von Cabrería vor vier Jahren einstimmig beschlossen, das von der Kirche an sie herangetragene Solarprojekt anzunehmen, träumten sie vor allem von nächtlich beleuchteten Häusern, flimmernden Fernsehern und vielleicht sogar brummenden Kühlschränken. Weiter gingen ihre Vorstellungen nicht. Erst mit den Jahren wurden ihnen die vielen Möglichkeiten der modernen Technik bewusst – und werden es immer noch. Langsam wagen sie sich, größer zu denken.

### Kirche statt Staat

Die Chance dazu bekamen sie vor vier Jahren durch einen jungen Priester. Padre Lucas Gabriel Galante hatte sich zur Aufgabe gemacht, das Leben der Menschen in den Bergen zu verbessern: durch Solarenergie. Bei rund 340 Sonnentagen im Jahr keine abwegige Idee. Doch niemand glaubte zuerst, dass



das Projekt gelingen könnte, geben doch die kleinen Solarpanels pro Haus, die die Regierung installierte, schon nach kurzem Gebrauch auf. „Sie reichen für eine Glühbirne und zum Handyaufladen, mehr nicht“, erklärt der 41-jährige Priester. „Und nachts funktionieren sie gar nicht.“

Sein Ziel: 24 Stunden am Tag genug Strom für Licht, Kühlschrank, Werkzeug. Die Bewohner im Nachbarort La Puerta, wo das Pfarrhaus steht, hatten das Projekt noch abgelehnt. Zu oft hatten sie großspurige Versprechungen gehört, zwar nicht von der Kirche, aber von Politikern. Besonders kurz vor Wahlen kommen Politiker den weiten Weg aus der Stadt und machen Versprechungen, die sie nie einhalten werden. Also stellte Padre Lucas im benachbarten Dorf Cabrería seine Idee vor, wo die Menschen schon lange um Strom kämpften – und erhielt Zuspruch. Mit der Hilfe seines älteren Bruders und der Männer des Dorfes errichtete der Priester eine Photovoltaik-Inselanlage mit Energiespeicher, die nur die umliegenden Häuser mit Strom versorgt und unabhängig vom öffentlichen Stromnetz ist.

Das Projekt konnte durch die Unterstützung vom Lateinamerika-Hilfswerk Adveniat umgesetzt wer-

den. „Die Kirche steht hier solidarisch auf der Seite der benachteiligten Volksgruppen“, erklärt Franz Helling von Adveniat die Tatsache, dass ein deutsches Hilfswerk solch ein Projekt unterstützt, obwohl der Staat für die Grundversorgung der Menschen zuständig ist. „Der Staat ist hier nicht anwesend, kümmert sich nicht. Das wird er auch in Zukunft nicht tun, immer werden andere Projekte wichtiger sein und die Menschen hier vergessen.“ Lange seien in Argentinien Indigene gelehnt worden. Noch heute räumt das Land den indigenen Gemeinschaften im nationalen Bewusstsein höchstens einen Randplatz ein, doch hier im Nordwesten des Landes sind Indigene in der Mehrheit. „Durch das Projekt werden ihre traditionellen Lebensweisen nicht ausgeschlossen, sondern vielmehr erhalten und gefördert. Die moderne Technik erleichtert ihnen den Alltag.“

### Die Hand reichen

José Carlos López steht zwischen seiner eigenen Lehmhütte und der seiner Eltern. Links von ihm sitzt seine Mutter vor ihrer Hütte auf einem Holzhocker und töpft Lehmkrüge, rechts sitzt seine Frau und liest Mais aus einer großen Schüssel. José steht in der Mitte und legt geschorene Schafswolle auf sein Kardiergerät. Es ist sein ganzer Stolz und so wie Jacobos orange-schwarzes Schweißgerät will die strombetriebene Woll-Säuberungsmaschine nicht so



ganz in die Umgebung passen. Sobald José die Wolle daraufgelegt hat, zieht das Gerät sie selbsttätig mit großer Geschwindigkeit unter der Walze hindurch und über die vielen Nadeln, um so Schmutz und Knoten zu entfernen. Immer und immer wieder, bis die Wolle sauber und weich ist – perfekt zum Spinnen.

„Es ist wichtig, dass die Menschen bei dem Solarprojekt pastoral begleitet werden, damit sie nicht plötzlich und ohne Halt in die Welt der modernen Technik hineingeraten und sich dort alleingelassen und überfordert fühlen“, sagt Franz Hellinge, der beim Lateinamerika-Hilfswerk Adveniat die Projekte in Argentinien betreut. „Die Kirche reicht hier den Menschen die Hand. Sie stärkt sie und ermöglicht

Abbildungen Seite 42 und 43:

Jacobo Andrés Yapura (38) möchte von dem Tourismusboom profitieren. Deshalb hat er bereits ein Gästehaus gebaut. Direkt nebenan wohnen seine Cousins, die die Touristen bewirten werden und sich in Kursen darauf vorbereiten wollen. Lamas sollen zum touristischen Begleitprogramm gehören. Die Sicherungskästen hängen bereits an der Wand des künftigen Gästehauses.

ihnen, ihre Rechte wahrzunehmen. Das Recht auf Arbeit, das Recht auf ein selbstbestimmtes Leben.“

In Argentinien leben, nach einem Bericht der nationalen Katholischen Universität (UCA), rund 41 Prozent der Bevölkerung in Armut, 10 Prozent davon sogar in extremer Armut. Seit 2018 befindet sich Argentinien in einer Rezession. Die Inflation ist mit mehr als 55 Prozent eine der höchsten weltweit. Jeden Monat steigen die Preise. Davon bleiben die Strompreise in Cabrería verschont. Eine Familie, die Licht, Fernseher und Kühlschrank benutzt, zahlt umgerechnet rund drei Euro im Monat, wer den Strom nur fürs Licht nutzt, einen Euro. „Das sind nur zehn Prozent von dem, was sie in der Stadt zahlen würden“, erklärt Padre Lucas. Die Menschen sind zufrieden, denn die Kosten sind gering, sie zahlen nur, was sie verbrauchen, und das Geld kommt dem Projekt zugute.

„Sobald die Technik funktioniert, kommt der Hauptteil des Projekts, das Soziale“, erklärt Padre Lucas. Dann wird im Dorf eine Kommission gegründet, die die Einnahmen verwaltet und sich um die Instandhaltung der Anlage kümmert. Aufgaben wie Präsident, Schatzmeister und Techniker werden vergeben. Zu Letzterem wurde Jacobo von Padre Lucas ausgebildet und erhält als Einziger im Projekt einen kleinen Lohn für seine Arbeit, denn ohne ihn würde das Projekt nicht funktionieren. Der 38-Jährige repariert und wartet die Solaranlage und hilft den Bewohnern, wenn sie Probleme mit der Technik im Haus haben. „Die Menschen erhalten nicht nur

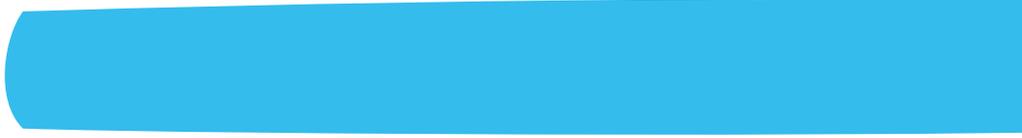


Strom und Licht, sondern Hoffnung, Selbstbewusstsein und die Möglichkeit, in ihrer Heimat zu bleiben“, sagt Padre Lucas. Jacobo tätschelt den weichen Hals des Lamas und verschließt den Zaun hinter sich. Die hellbraunen Tiere schauen ihm hinterher. Neben dem Lama-Freigehege blöken die Schafe, die Jacobos Cousins hier zusammengetrieben haben. Die Tiere versorgen die Familie mit Milch, Fleisch und Wolle. „Und sie sind ein Touristenmagnet“, weiß Jacobo. Dabei hat er bisher noch nie einen Touristen getroffen. Doch er beschäftigt sich schon lange mit den Bedürfnissen und Vorlieben von Reisenden. Zusammen mit seinem Cousin Hector plant der 38-Jährige ein Tourismusprojekt in Cabrera. Die Region ist beliebt bei Reisenden, die von der außergewöhnlich schönen und vielfältigen Natur angezogen werden. Von Jacobos Elternhaus ist es nur eine halbstündige Wanderung zu natürlichen warmen Thermalquellen, die sich in einer grünen Schlucht verbergen. Tourismusunternehmen aus Salta und Buenos Aires haben die Quellen bereits entdeckt und fahren Städter und Ausländer in Jeeps durch das Dorf, bis zu dem Wanderweg. „Aber wir wollen sie nicht nur an uns vorbeifahren sehen, wir möchten sie bei uns willkommen heißen“, sagt Jacobo. „Und auch von dem natürlichen Reichtum profitieren, der auf unserem Land liegt.“ Neben seinem Elternhaus hat er deshalb bereits eine einfache Unterkunft aus Lehm errichtet. Es gibt zwei Schlafzimmer und einen

großen Aufenthaltsraum. Öko-Touristen und solche, die den Kontakt zur lokalen Bevölkerung suchen, sollen hier unterkommen. Hector wird in einem Anbau an seinem Haus ein kleines Restaurant eröffnen, wo die Besucher speisen werden. „Jetzt, da wir Strom haben, können wir den Touristen endlich etwas bieten. Touristen brauchen ja Strom“, meint Jacobo, der das Projekt schon lange im Kopf hatte. Erst der Strom gab ihm den Mut, es anzugehen.

Um die Besucher werden sich Jacobos Cousins kümmern, die direkt neben der Touristen-Unterkunft wohnen. Die 20-Jährigen sind noch ein bisschen schüchtern Fremden gegenüber. Aber sie sind auch hoffnungsvoll und eifrig, haben sich Englischbücher geliehen und über Ausbildungen im Tourismusbereich informiert. „Wir möchten hier Zukunft säen“, erklärt Jacobo, „damit niemand mehr aus Cabrera wegziehen muss.“ Auch andere Bewohner hat Jacobo mit seiner Idee bereits angesteckt. Josés Schwester baut hinter ihrem Elternhaus eine Herberge für Familienmitglieder und andere Besucher. Denn wer einmal nach Cabrera kommt, möchte hier verweilen. Den Himmel und die Felsformationen betrachten, die Weite und die Schneeberge am Horizont.





Abbildungen Seite 44:

Die Jugendlichen im Bergdorf La Hoyada sind begeistert über den Internetanschluss (oben).  
Benjamin Condori und Padre Lucas an der Wasserpumpe, die jetzt mit Strom läuft (Mitte).  
Große Solarpanels versorgen das Andendorf mit Strom. Adveniat half bei der Anschaffung (unten).

Abbildung Seite 44/45:

Ein Churrasco gehört zu jedem Fest in Argentinien. Im Bergdorf San Antonio del Cajón erhellt inzwischen eine Glühbirne die Küche des Gemeindehauses. Padre Lucas Gabriel Galante freut sich über den Erfolg.



# Landgrabbing für deutsche Pensionen

Bauerngemeinden in Brasilien leiden unter dem Aufkauf riesiger Ackerflächen  
Von Roman Herre, FIAN, Köln

Die MATOPIA-Region ist Teil des brasilianischen *Cerrado*, eines riesigen Bioms, welches für das Klima und die Artenvielfalt der Welt von großer Bedeutung ist. Um den Ausbau riesiger Soja-Monokulturen zu ermöglichen, werden dort Bauern- und Fischergemeinden von ihrem Land, ihren Wäldern und Flüssen vertrieben. Diese Gemeinden leben seit Generationen auf diesem Land. Der Expansionsdrang der Agrarindustrie hat in den letzten Jahren stark zugenommen. Neben der direkten Vertreibung der Kleinbauern wirken starke indirekte Vertreibungsmechanismen.

Abholzung, die Verunreinigung von Böden und Gewässern durch Agrochemikalien und die damit verbundene Zerstörung der Lebens- und Ernährungsgrundlagen der Gemeinden gestalten das Leben in der Region schwierig bis unmöglich. Darüber hinaus nimmt die Gewalt gegen Gemeinden durch mit Agrarunternehmen verbundene bewaffnete Gruppen stetig zu. In vielen Fällen sind die Einheimischen gezwungen, in die Elendsviertel (Favelas) der Großstädte Brasiliens abzuwandern.

Der anhaltende Landraub und die ökologische Zerstörung werden mithilfe großer Geldsummen von internationaler Finanzunternehmen ermöglicht. Denn lokale und nationale Agrarunternehmen haben *Joint Ventures* mit transnationalen Finanzakteuren geschlossen. Während internationale Finanzunternehmen wie Banken, Investmentgesellschaften oder Fonds schon seit mehreren Jahren die Produktion von Agrarrohstoffen durch die Agrarindustrie finanzieren, zielen ihre Investitionen in jüngerer Zeit auf das Ackerland selbst. So sind neue Landgesellschaften entstanden, deren Geschäft die Spekulation mit Ackerland ist. Diese Entwicklung hat die Gewalt in ländlichen Gemeinden in der Region MATOPIBA weiter verschärft. Die Ursachen dieser Entwicklung

liegen auch bei Pensionskassen aus den USA, Kanada und Europa – inklusive Deutschland.

Die MATOPIBA-Region umfasst angrenzende Gebiete der vier Bundesstaaten Maranhão, Tocantins, Piauí und Bahia im Norden und Nordosten Brasiliens mit insgesamt 337 Gemeinden. Mit einer Gesamtfläche von rund 73 Mio. Hektar ist die MATOPIBA-Region etwa doppelt so groß wie Deutschland. Sie ist der nördliche Teil des sogenannten Cerrado und zeichnet sich durch eine reiche Artenvielfalt aus. Im Cerrado befinden sich drei der wichtigsten Grundwasserreservoirs der Region. Obwohl der Cerrado weniger im Blick von Medien und Öffentlichkeit steht als der angrenzende Amazonas, ist das Gebiet von großer Bedeutung für das ökologische Gleichgewicht des Landes und unseres Planeten.

Der brasilianische Staat hat die Expansion der Agrarindustrie im Cerrado durch hohe Subventionen gefördert. Seit der Einführung von Soja-Monokulturen in der MATOPIBA-Region hat sich deren Anbaufläche rasant ausgeweitet. Zwischen 2000 und 2014 expandierte die dort mit Sojabohnen bepflanzte Fläche von 1 Million auf 3,4 Millionen Hektar (zum Vergleich: In Deutschland werden auf 3,2 Millionen Hektar Weizen angebaut). Dies hat die systematische Vertreibung lokaler Gemeinschaften und die Zerstörung lokaler Ökosysteme zur Folge. So wurden allein im Zeitraum 2013 bis 2015 etwa 19.000 km<sup>2</sup> Land – etwa die Fläche Hessens – in Anbauflächen für Monokulturen umgewandelt und transferiert.

Diese gewaltige Transformation in nur wenigen Jahren wurde erst



durch die Gründung von sogenannten Land-Unternehmen ermöglicht. Diese haben allerdings nichts mit dem Anbau und der Bewirtschaftung der Flächen zu tun: Sie sind vollständig auf Erwerb, Verkauf, Verpachtung und/oder Verwaltung von Land spezialisiert. Diese neuen Aktivitäten führen auch zu rapide steigenden Grundstückpreisen in der Region. Die Bedeutung der Landspekulation lässt sich am Beispiel eines der größten Sojaproduzenten Brasiliens, SLC Agricola, veranschaulichen. Über dessen Tochterfirma SLC LandCo erwirtschaftete SLC Agricola im Jahr 2015 erstmals mehr Einnahmen durch Käufe und Verkäufe von Ackerland als durch das historische Kerngeschäft mit Soja.

#### Landgrabbing auf brasilianisch: Grilagem

In „totaler Abwesenheit des Staates“ und unterstützt von privaten Sicherheitskräften eignen sich Zwischenhändler systematisch Land – Wälder und Wasser – an, welches von lokalen Gemeinden genutzt wird. Ohne das Land verliert die lokale Bevölkerung in der MATOPIBA-Region – indigene und traditionelle Gemeinden – ihre Existenzgrundlagen. Bleiben die Menschen dennoch, werden sie bedroht und teilweise gewaltsam vertrieben.

Sobald das Land freigeräumt und abgesteckt ist, werden mithilfe von Bestechung formale Besitzurkunden und Grundbucheinträge organisiert. Die Fälschung von Landtiteln ist ein wesentlicher Bestandteil des Geschäfts, um Landbesitz, der illegal angeeignet wur-

de, zu formalisieren. Diese in Brasilien gängige und in der Region der Landkäufe weit verbreitete Praxis wird auch *grilagem* genannt. Der Begriff bezieht sich auf eine alte Tradition, gefälschte Dokumente in einem Gefäß mit Grillen aufzubewahren. Die Insekten sorgten durch eine von ihnen ausgeschiedene Flüssigkeit dafür, dass die gefälschten Dokumente älter und somit „echter“ wirkten. Grilagem gilt nach brasilianischem Recht als Straftat und ist daher nur möglich, wenn die Richter und Notare korrumpiert werden konnten, die für die Vergabe von Landtiteln verantwortlich sind.

In einem dritten Schritt wird das Land an die spezialisierten Landunternehmen verkauft, die das Land dann verpachten oder weiterverkaufen. Grundstücke werden in der Regel mehrmals verkauft. Durch solche Ketten von Transaktionen wird versucht, den durch grilagem erworbenen Landtitel weiter zu „legalisieren“. So kann das Land auch an internationale Investoren verkauft werden, die dann erklären,

Abbildung Seite 47:

Gerodetes Land für Vieh- und Sojawirtschaft: Indigene Völker und traditionelle Gemeinschaften werden in Brasilien aus ihren angestammten Gebieten vertrieben.

nichts mit gewaltsamen Vertreibungen oder anderen Menschenrechtsverletzungen zu tun zu haben.

### Umweltzerstörung und Vertreibung

Für die lokale Bevölkerung ist der Verlust des Zugangs zu und der Kontrolle von Land häufig die unmittelbarste Auswirkung der Expansion der Agrarindustrie in der Region. Indigene Gemeinden aus der Region der Landkäufe haben sich mehrfach und in aller Deutlichkeit gegen die für sie lebensbedrohliche Expansion der Agrarindustrie ausgesprochen.<sup>1</sup> Die Menschenrechtsorganisation FIAN führte im Jahr 2017 gemeinsam mit Partnern, darunter der Adveniat-Partnerorganisation CPT (*Comissão Pastoral da Terra*), eine Recherchereise in die MATOPIBA-Region durch. In allen besuchten Gemeinden wurde über Fälle illegaler Aneignung von Land berichtet, auf dem danach Plantagen für das Agrobusiness errichtet worden sind. Traditionelle Gemeinden besitzen oft keine formellen Landtitel. Große Teile

Abbildung Seite 48:

Mithilfe einer langen, zwischen zwei Traktoren gespannten Kette wird das Land in der Region Minas Gerais gerodet.

des Landes, auf dem sie leben, sind formal im Besitz des Staates (*terras devolutas*). Viele der Bewohner besitzen und nutzen das Land bereits seit mehreren Generationen und haben daher legitime Landrechte. Das brasilianische Recht spricht indigenen und traditionellen Gemeinden solche Landrechte zu. Sie werden auch als *poseiros* bezeichnet.

In vielen Fällen nutzen und bewirtschaften Gemeinden ihr Land kollektiv. Dadurch, dass die Landrechte der Gemeinden nicht durch den Staat formalisiert wurden, sind sie der Gefahr durch Landgrabbing von Agrarunternehmen besonders ausgesetzt. Nach Aussagen der Bewohner werden sie seit den 1990er Jahren massiv durch die expandierende Agrarindustrie unter Druck gesetzt. Dies geschieht direkt – durch Drohungen, die Zerstörung von Häusern und Feldern oder persönliche Angriffe – sowie indirekt durch die Verschmutzung von Böden und Wasser, die abnehmende Wasserverfügbarkeit und fehlende öffentliche Einrichtungen wie Schulen, Krankenhäuser oder Polizeistationen. Im Fall der Landkonflikte im Süden des Bundesstaates Piauí herrscht zudem eine große Unklarheit bezüglich der Eigentumsrechte von Land. Offiziellen Berichten zufolge trägt der brasilianische Staat massiv zur Unsicherheit von Besitzverhältnissen und dem Problem der überlappenden Landtitel bei. Während des Landgrabblings versuchen die beteiligten Akteure, das illegal angeeignete Land formal zu legalisieren. Dies führt zu großen Überschneidungen von Landrechts-Ansprüchen. Lokale Behörden berichteten der FIAN-Delegation, dass es Grundstücke



gibt, für die bis zu 20 unterschiedliche Eigentumsbescheinigungen registriert sind. Lokale Katasterämter spielen bei der Manipulation und Fälschung von Landtiteln eine große Rolle. Eine kürzlich von der Staatsanwaltschaft durchgeführte Untersuchung führte zur Schließung von zehn Katasterämtern in der Region. Viele der geschlossenen Ämter wurden danach jedoch unter der Leitung derselben Personen wiedereröffnet, die zuvor an den Fälschungen beteiligt waren.

#### Pensionskassen: die wachsende Rolle der Finanzwelt

Das Bindeglied zwischen den lokalen Entwicklungen und der internationalen Verantwortung ist die Finanzwelt – in diesem Fall Pensionskassen. Durch den systematischen Abbau der umlagefinanzierten Rentensysteme beträgt das Anlagevolumen der Pensionskassen weltweit 47 Billionen US-Dollar, das die Kassen einsetzen, um Rendite für ihre Pensionäre zu erwirtschaften. Seit der Finanzkrise 2007 ist verstärkt Ackerland in den Blick der Pensionskassen geraten. Speziell aufgelegte Investmentfonds der Pensionskassen haben sich auf den Kauf von Ackerland spezialisiert. Durch diese neue Jagd nach Land, auch „Landgrabbing“ genannt, werden systematisch Menschenrechte wie das Recht auf Nahrung verletzt. Ungewollt sind so eine ganze Reihe Beitragszahler in Pensionskassen weltweit in diesen Prozess der *Finanzialisierung* (siehe Informationen auf dieser Seite unten) verwickelt.

Da wundert es nicht, dass heute einer der größten Landbesitzer der Welt eine Pensionskasse aus den USA ist. Der Finanzdienstleister TIAA (*Teachers, Insurance and Annuity Association*) aus den USA hat laut eigenem Jahresbericht weltweit mittlerweile 850.000 Hektar Land aufgekauft – mehr als die Ackerfläche von Baden-Württemberg.<sup>2</sup>

Nur durch Zufall wurde bekannt, dass auch das deutsche berufsständische Versorgungswerk „Ärzteversorgung Westfalen-Lippe“ (ÄVWL) auf diesen Trend aufgesprungen ist. 2011 hat die ÄVWL 100 Millionen US-Dollar in einen der Land-Fonds von TIAA investiert. Dieser Fonds alleine hat in Brasilien 133.000 Hektar Land aufgekauft. Ein Großteil davon wurde in riesige industrielle Gensojafelder verwandelt.

#### Landkonflikte in Piauí

Eine der Farmen des Fonds von TIAA ist die Doppelfarm namens *Ludmila & Laranjeiras* im Bundesstaat Piauí. Sie liegt in der Nähe der Gemeinde Baixão Fecho. Die Gemeinde besteht seit etwa 170 Jahren. Die Bewohner berichteten, dass sie seit acht Jahren in einem Landkonflikt mit der Farm Ludmila stehen. Nach Zeugenaussagen aus der lokalen Bevölkerung

**Finanzialisierung bezeichnet die wachsende Dominanz der Finanzindustrie in einem Wirtschafts- oder Gesellschaftsbereich – hier im Bereich (Agrar-)Land. Akteure, Instrumente und Orte der Wirtschaft wie Investmentfonds und Ratingagenturen gewinnen immer mehr Einfluss auf Wirtschaftsbereiche und dominieren diese mit ihren gewinnorientierten Motiven (Rendite, Verringerung von Investitionsrisiken, Steuervermeidungsstrategien ...).**

haben Ludmila & Laranjeiras und zwei weitere Farmen der Gemeinde Land weggenommen. Die Farm Ludmila ist eine der Farmen, welche TIAA zwischen Juli 2012 und Juni 2013 gekauft hat. Demnach stand die Farm beim Kauf durch TIAA in einem ungelösten Landkonflikt mit der Gemeinde. In der Folge, innerhalb der letzten Jahre, wurde der Konflikt nicht durch TIAA gelöst. Bezeichnend ist sicherlich auch, dass der Landkonflikt nicht in den seit 2012 veröffentlichten Nachhaltigkeitsberichten des Investors (bzw. Tochterfirma und Fondsverwalter Nuveen) erwähnt wird. Schon 2016 hatte FIAN die ÄVWL auch auf den Geschäftsmann de Carli hingewiesen. Ein lokales Gericht schätzte, dass de Carli in Zusammenhang mit 300.000 Hektar kriminell erworbenem Land in der Region steht. Davon wurden 2016 Landtitel

Abbildung Seite 50:

Marta da Silva und ihr Mann vor ihrem Haus, das von Großgrundbesitzern zerstört wurde, als sie auf dem Feld war.

Abbildung Seite 51:

Junge aus einer brasilianischen Kleinbauernfamilie am Rio São Francisco, die sich erfolgreich gegen Vertreibung wehrte.

mit einer Gesamtfläche von 124.000 Hektar per Gerichtsbeschluss annulliert. Neue Untersuchungen<sup>3</sup> zeigen nun, dass auch die Farm Ludmila & Laranjeiras von einer mit de Carli in Verbindung stehenden Firma gekauft und weiterverkauft wurde.

Seit nunmehr acht Jahren kritisieren Umwelt- und Menschenrechtsorganisationen aus Brasilien, Europa und den USA diese zerstörerischen Investitionen in Brasilien. Im Gespräch mit diesen Organisationen bezeichnete die ÄVWL den Aufkauf von riesigen Landflächen in Brasilien jedoch als unproblematisch. 2013 erklärte die ÄVWL sogar noch, mit diesen Landkäufen dem „notwendigen globalen Strukturwandel in der Agrar- und Nahrungsmittelproduktion humane, ethische und umweltpolitische Kriterien zugrunde zu legen“ (Geschäftsbericht der ÄVWL für das Jahr 2013). Das Versorgungswerk verweist zudem auf seinen *Corporate Governance Kodex*, der sich auf ethische und soziale Aspekte bezieht. Menschenrechte werden dort jedoch nicht genannt. Hinzu kommt, dass das Kapitel zu ethischen und sozialen Aspekten keine Angaben darüber enthält, wie Entscheidungen für Investitionen getroffen werden. Es wird vielmehr allgemein auf bestehende Leitsätze hingewiesen, insbesondere die Principles for Responsible Investment (PRI), die jedoch nur sehr allgemeine Absichtserklärungen darstellen. Menschenrechtsverletzungen können so nicht ausgeschlossen werden.

Zur Frage der illegal angeeigneten Flächen argumentiert die ÄVWL sehr allgemein, „[...] dass der Fonds irrtümlich für ein mögliches



Fehlverhalten anderer Akteure vor Ort mitverantwortlich gemacht wird“. Alleine der dokumentierte Landkonflikt bei der Farm Ludmila & Laranjeiras widerlegt diese Aussage.

Die ÄVWL legt Wert auf ihr Engagement im Bereich Klimaschutz. So wurde alleine 2018 über zwei Pressemitteilungen hervorgehoben, dass in Klimaschutz-Fonds investiert wird: „Die ÄVWL trägt damit nicht nur aktiv zum Klimaschutz bei, sie untermauert auch die hohe Relevanz nachhaltiger Anlagen in ihrem Portefeuille.“<sup>4</sup> Dies steht in deutlichem Widerspruch zu den Rodungsaktivitäten im Rahmen des finanzierten Land-Fonds. Die ÄVWL erklärte in einer Stellungnahme, der Fonds – und damit auch sie selbst – sei nicht „in die Konversion oder Bewirtschaftung von Agrarflächen“ (Stellungnahme der ÄVWL vom 20.12.2019 auf Institutional Money) involviert. Tatsächlich werden die gekauften Landflächen an Agrarunternehmen und Farmmanager verpachtet – die ihrerseits großflächige Rodungen durchführen und Gensoja-Monokulturen anbauen. Der Landbesitzer – also der Fonds und damit die Fondsbeteiligten wie die ÄVWL – entscheidet, wem das Land unter welchen Kriterien verpachtet wird. Zudem sind bei der von NGOs vor Ort untersuchten Farm Landkonflikte mit den lokalen Gemeinden dokumentiert und auch die großflächige Rodung von Wald bis 2018 erfasst sowie in der Studie festgehalten.

Die Pensionsfonds und -kassen unterliegen dem Recht ihrer Heimatländer, die die Befugnis und die Pflicht haben, die Aktivitäten

der Fonds zu überwachen, um zu verhindern, dass deren Investitionen zu Menschenrechtsverletzungen führen. Staaten sind daher verpflichtet, Wirtschafts- und Finanzakteure – inklusive Pensionskassen – zu regulieren und sie im Fall von Menschenrechtsverstößen zur Rechenschaft zu ziehen. Diese Pflicht endet nicht an der Staatsgrenze. Im Menschenrechtsjargon spricht man auch von extraterritorialen Verpflichtungen – also Pflichten über Grenzen hinweg. Diese menschenrechtlichen Verpflichtungen gegenüber den Opfern in Brasilien bestehen unabhängig von und parallel zu den Verpflichtungen Brasiliens.

#### Anmerkungen

- 1 Ein Beispiel ist der Aufruf von 2016: „Matopiba: Killing the Cerrado and its people“ (Matopiba: Das Zerstören des Cerrado und Töten seiner Menschen, siehe: [www.farmlandgrab.org/post/view/26329](http://www.farmlandgrab.org/post/view/26329)).
- 2 <https://www.nuveen.com/en-us/thinking/responsible-investing/farmland-sustainability-report>.
- 3 <https://chainreactionresearch.com/wp-content/uploads/2020/01/Radar-company-report-2.pdf>.
- 4 <https://www.aevwl.de/aktuelles/detail/aevwl-traegt-erneut-aktiv-zur-reduktion-von-co2-emissionen-bei/>.





# Konflikte um das Land

Auseinandersetzungen im brasilianischen Amazonas-Regenwald bei Óbidos  
Von Philipp Lichterbeck (Text) und Florian Kopp (Fotos)

Als Cleone de Souza von der Morddrohung hörte, zögerte er nicht lange. Er packte das Nötigste zusammen, nahm seine Frau und die drei Kinder bei den Händen und floh in die 50 Kilometer entfernte Kleinstadt Óbidos. Sein Haus mit den Möbeln ließ er zurück. „In dieser Gegend“, sagt er, „musst du die Morddrohungen von den Fazendeiros, den Großgrundbesitzern, ernst nehmen. Die spaßen nicht.“

Cleone de Souza floh im September 2018 von seinem Land. Es liegt im Nordwesten des riesigen brasilianischen Bundesstaats Pará, einer dünn besiedelten Gegend, in der es noch relativ viel Amazonaswald gibt. Wegen seiner Größe und seiner vielen nur schwer zugänglichen Regionen gehört Pará zu den Bundesstaaten Brasiliens mit den meisten Konflikten um Land und Ressourcen. In keinem Bundesstaat werden mehr Umweltschützer, Kleinbauern, soziale Aktivisten und Indigene ermordet.

„Ich wollte nicht Teil dieser Statistik werden“, sagt Cleone de Souza. Er war bis zu seiner Flucht der Sprecher von Peruana, einer kleinen im Dschungel gelegenen Gemeinde von afro-brasilianischen Kleinbauern. Sie kämpften jahrelang um einen offiziellen Landtitel und forderten damit drei Rinderzüchter heraus, die illegal auf ihr Land vorgedrungen waren, Wald gerodet, Häuser gebaut und Weiden angelegt hatten.

Die Geschichte von Cleone de Souza ist eine, wie sie sich jedes Jahr tausendfach in Brasilien zuträgt, allein in der Diözese Óbidos gibt es 18 afro-brasilianische Gemeinden wie Peruana. Seine Geschichte

handelt von einem brutalen Kampf ums Land, von Angst und Flucht und auch von einem Traum: der Rückkehr auf das eigene Land. Cleone de Souza erzählt sie in einem einfachen Holzhaus mit drei Zimmern am staubigen und armen Stadtrand von Óbidos, einer kleineren Stadt mit 50.000 Einwohnern auf einer Anhöhe über dem Amazonasfluss. Der Weg in Cleones Viertel führt über eine löchrige Erdstraße, an deren Rändern immer wieder Abfallhaufen liegen; die Müllabfuhr kommt nur unregelmäßig. Hinter einem Fußballplatz errichteten Cleone und seine Frau, die 29-jährige Neidiane, ihr vorläufiges Heim. „Es ist unser Exil“, sagen sie. Denn das Ziel sei die Rückkehr nach Peruana. „Es hängt von der Sicherheitslage ab“, sagt Cleone. „Wir müssen vorsichtig sein!“

An jenem Tag der Flucht im September 2018 fand die Familie de Souza ein erstes Obdach in einem Haus der Diözese Óbidos. Die Stadt hat zwei Besonderheiten: Sie liegt an der schmalsten Stelle des Amazonas (er ist hier lediglich zwei Kilometer breit) und ein Deutscher ist seit zehn Jahren Bischof in Óbidos – Johannes Bahlmann oder Dom Bernardo, wie er hier genannt wird.

Abbildung Seite 52:

Cleone de Souza pflegt die Pflanzen im Garten des Bistums.

Abbildung Seite 53:

Bischof Johannes Bahlmann (links) ist in der Amazonasregion bekannt für sein soziales Engagement.



Bahlmann, ein 60-jähriger Franziskaner, ist in der Amazonasregion bekannt für sein soziales Engagement, und er zögerte auch damals nicht lange, als Familie de Souza Hilfe brauchte. Neben einer Unterkunft verschaffte er dem 33-jährigen Cleone eine Stelle als Gärtner im Sitz des Bistums. Außerdem wurde Familie de Souza in ein Programm der Sozialpastoral für Opfer von Landkonflikten aufgenommen. „In jener Zeit patrouillierte sogar eine Polizeistreife vor dem Anwesen“, erinnert sich Cleone de Souza. „Und die Kinder wurden mit Eskorte in die Schule gebracht.“

Cleone de Souza war damals kein Unbekannter in der Diözese. Er hatte bereits die vom Lateinamerika-Hilfswerk Adveniat finanzierte Escola de Lideranças durchlaufen, die „Schule der Anführer“, die hier untergebracht ist. Das Ziel der seit 2002 existierenden Einrichtung: engagierte Katholiken aus teils sehr entlegenen Orten der Amazonasregion zu Katecheten und Gemeindeleitern ausbilden und sie in sozialen und ökologischen Themen schulen. Rund 70 Männer und Frauen verschiedener Altersgruppen durchlaufen die Schule jedes Jahr.

Nach seinem Abschluss und der Rückkehr nach Peruana gelang es Cleone de Souza, die katholische Gemeinde in seinem Heimatdorf zu neuem Leben zu erwecken. „Wir richteten die alte Kirche wieder her, eine einfache, aber schöne Holzkonstruktion. Ich wollte die Tradition unbedingt am Leben erhalten. Ich hoffte, dass der Glaube an die Gerechtigkeit Gottes uns Kraft geben würde.“

Über das Haus der de Souzas am Rand von Óbidos bricht nun langsam die Dämmerung herein und Neidiane schaltet die Lampe über dem Küchentisch ein, um den die Familie herum sitzt. Im Hinterhof beginnen derweil Zikaden ihr ohrenbetäubendes Brummen, und die Moskitos starten ihre Angriffe. Das kleine Grundstück der Familie hat Cleone komplett mit einem hohen und undurchsichtigen Zaun aus Holzlatten umzogen. „Wir fühlen uns so sicherer“, sagt er. „Die Drohungen gegen mich wurden nie zurückgenommen.“ Allerdings hinderte der Zaun nicht die dreisten Diebe aus der Nachbarschaft daran, ein Huhn aus dem Hinterhof zu stehlen. „Es war die fetteste Henne, die wir hatten“, sagt Neidiane de Souza. Die drei Kinder des Paares, die zwischen sechs und zwölf Jahre alt sind, hatten den ganzen Nachmittag mit großen und teils erschrockenen Augen ihren Eltern gelauscht. Aber jetzt, bei der Bemerkung über das fette Huhn, müssen sie kichern. „Ich hoffe“, sagt Cleone de Souza, „dass wir bald wieder in Peruana so zusammensitzen können, auch wenn es dort nur bei Kerzenschein sein wird.“ Eine Stromleitung haben die Behörden bis heute nicht nach Peruana legen lassen, obwohl es ihre Pflicht wäre. „Sie ziehen es vor, uns zu ignorieren“, sagt Cleone.

Die Geschichte von Peruana begann vor 30 Jahren. Drei Familien

siedelten auf dem dicht bewaldeten Land, darunter auch die Großeltern von Cleone de Souza. Sie flohen damals vor einem anderen Landkonflikt in Pará. Am 13. Dezember 1989 feierten sie dann ihren ersten Gottesdienst in Peruana, wie Cleone herausgefunden hat, der eine Chronik des Ortes verfasst hat. Darin steht auch, dass alle drei Gründungsfamilien Nachkommen ehemaliger schwarzer Sklaven waren. Nun schufen sie mitten im Dschungel eine kleinbäuerliche Gemeinschaft, lebten vom Anbau von Getreide und Wurzelgemüse, vom Sammeln von Nüssen und Früchten sowie von einer bescheidenen Zucht von Hühnern und Schweinen.

Als er selbst erwachsen war, arbeitete Cleone de Souza als Bauer und als Busfahrer, der die Jugendlichen in die Schule nach Óbidos fuhr. Seine Frau Neidiane war Lehrerin an der kleinen Grundschule in Peruana, die die Bewohner gebaut hatten.

In all diesen Jahren reichten die Bürger von Peruana immer wieder Anträge beim Staat ein, um als Quilombo ausgewiesen zu werden. So bezeichnet man in Brasilien die Siedlungen von Nachkommen afrobrasilianischer Sklaven. Die Anerkennung bedeutet eine gewisse Sicherheit, denn Quilombos stehen in Brasilien unter dem Schutz der Verfassung von 1988. Niemand darf ihren Bewohnern ihr Land streitig machen. Und wer sich illegal darauf befindet, etwa Großgrundbesitzer, muss es verlassen. Im Jahr 2007 geschah dann ein erster Schritt, als die staatliche Palmares-Stiftung zur Förderung von Schwarzer Kultur und Wirtschaft Peruana als Quilombo anerkannte.

Allerdings ist es ein langer Weg von der Anerkennung durch die Palmares-Stiftung bis zur Ausstellung eines tatsächlichen Landtitels. „Mehrere Viehzüchter nutzten damals diese rechtliche Unsicherheit aus, um unser Land zu besetzen“, sagt Cleone de Souza. „Sie bedrohten uns, sie wollten verhindern, dass wir einen Titel bekommen.“ Es begann ein für Brasilien typischer und seit Jahrzehnten üblicher Konflikt zwischen den Ansprüchen von Minderheiten und Kleinbauern sowie dem Großgrundbesitz. „Je näher wir unserem Ziel kamen, umso aggressiver wurden sie“, erinnert sich Cleone de Souza.

Als Beamte des brasilianischen Instituts für Kolo-

nisierung und Agrarreform (Incra) schließlich im September 2018 den drei Viehzüchtern auf dem Land des Quilombos mitteilten, dass der Landtitel für Peruana bald fertig sei, eskalierte die Situation. Einer der Landwirte, er heißt José Diogo, fiel vor der Incra-Beamtin auf die Knie und schwor, dass er den Sprecher des Quilombos töten werde. „Er nannte meinen Namen“, sagt Cleone de Souza, der umgehend von der Incra-Beamtin benachrichtigt wurde. „Sie riet mir zu fliehen, denn hier draußen könne mich niemand beschützen.“

Aus zentraleuropäischer Perspektive mag das unvorstellbar klingen. Es herrscht Rechtsstaatlichkeit, und die Polizei schützt die Bürger bei Morddrohungen. Aber im kaum besiedelten Inneren der Amazonasregion herrschen eigene, ungeschriebene Gesetze. Der Staat ist oft weit weg, die Infrastruktur prekär, und so können Großgrundbesitzer, Holzfäller, Goldsucher und Viehzüchter häufig tun und lassen, was sie wollen. Unter diesem Recht des Stärkeren leiden natürlich zuerst die Schwächeren: Kleinbauern, Fischer, Indigene, Frucht- und Nussammler, Schwarze. „Die Situation in meiner Diözese ist extrem ungerecht“, erläutert Bischof Bahlmann. „Viele Menschen

haben kein oder nur sehr wenig Land, andere besitzen hingegen riesige Flächen.“ Und die Politik sei häufig mit den wirtschaftlich Mächtigen verbündet. „Es ist daher die Pflicht der Kirche, den Armen zur Seite zu stehen“, sagt Bahlmann. Seit 2012 arbeitet seine Diözese bereits mit den Menschen von Peruana zusammen.

Am 12. Dezember 2018 war es dann soweit. Nach vielen Jahren des Kämpfens, Hoffens und Wartens unterzeichnete Brasiliens Präsident Michel Temer in einer seiner letzten Amtshandlungen die Urkunde, die Peruana offiziell als Quilombo auswies. Es ist gut möglich, dass die Aufmerksamkeit, die Cleones Fall damals auch dank des Bistums Óbidos schuf, dazu beitrug, den Prozess zu beschleunigen. „Wir waren überglücklich“, erinnert sich Cleone de Souza.

Aber die Drohungen gegen ihn endeten nicht. Die Viehzüchter weigerten sich schlichtweg, das Land der Schwarzen zu verlassen, das insgesamt fast 2.000 Hektar groß ist, also einer Fläche von etwa 2.000 Fußballfeldern entspräche. „Wahrscheinlich fühlten sich die Viehzüchter ermutigt vom neuen Präsidenten“, mutmaßt Cleone de Souza. Der rechtsextreme Jair Bolsonaro trat am 1. Januar 2019 sein Amt an und schwor, dass er keinen Zentimeter Land für

Abbildung Seite 55:

Großgrundbesitzer brauchen im Amazonastiefland Brasiliens Land für ihre Rinderherden. Das führt zu Konflikten mit Kleinbauern und Indigenen.



ein Quilombo oder ein Indigenen-Reservat zur Verfügung stellen werde. Zum Chef der Palmares-Stiftung machte er sogar einen Mann, der meint, dass die Afro-Brasilianer zu viel jammerten und in Wirklichkeit von der Sklaverei profitiert hätten.

Nur wenige Tage nach Bolsonaros Amtsantritt fand der Vater von Cleone de Souza einen Zettel auf der Türschwelle seines Hauses im Quilombo. Beide Seiten des Papiers waren mit blauem Kuli beschrieben. Darauf stand, dass Cleone bald „sieben Kugeln in seinen hübschen Schädel“ geschossen bekäme. Cleone hat den Zettel noch, er holt ihn hervor und streicht ihn auf dem Küchentisch glatt. Dass der Name Peruana bald zu „Hölle“ werden würde, steht dort weiter. „Die Cobras waren geweckt“, sagt Cleone.

Unter den drei Viehzüchtern, die sich illegal auf dem Land der Schwarzen breit gemacht haben, ist auch eine alte Frau, sie heißt Dona Sedália. Cleone beschreibt sie als eine typische Landtitelfälscherin, die eine kleine Armee von Pistoleiros kommandiere. Er vermutet, dass der Zettel von ihr kam. „Sie sagte damals vor Zeugen an, dass meine Tage und die meines Vaters gezählt seien.“

Der Verdacht wird auch dadurch genährt, dass der dritte der Viehzüchter einlenkte und ein Abkommen mit den Quilombo-Bewohnern schloss. Sie überließen ihm 30 Hektar Land, das er bereits entwaldet hatte. Die restlichen 80 Hektar jedoch, die er beanspruchte, musste er an das Quilombo zurückgeben. Die anderen beiden illegalen Landbesitzer, Dona Sedalia und José Diogo, weigern sich

bislang hartnäckig, freiwillig zu gehen. Deswegen zögert Cleone de Souza auch, mit seiner Familie nach Peruana zurückzukehren. Die Bedrohung sei nicht zu unterschätzen, sagt er. Die 23 Häuser des Quilombos liegen recht verstreut, sodass mögliche Attentäter unbemerkt handeln könnten. „Für mich ist all das ein großer Schmerz“, sagt Cleone de Souza. „Ich vermisse das Quilombo sehr.“

Allerdings, gibt er zu, ist das Leben dort alles andere als einfach. Bis auf ein paar kleine Solarpanels gibt es keinen fließenden Strom, und Familie de Souza hat weder einen Fernseher noch einen Kühlschrank. Auch die Versorgung mit Trinkwasser ist prekär. „Aber wir sind glücklich dort“, sagt Cleone. „Wir respektieren die Natur, sie gibt uns alles, was wir zum Leben brauchen. Ich vermisse die Arbeit auf dem Feld und die Gemeinschaft. Sie ist Teil meines Bluts.“

Abbildung Seite 56:

Cleone de Souza musste mit seiner Familie vor Großgrundbesitzern fliehen, weil er sich für Landrechte einsetzte.

Abbildung Seite 57:

In Óbidos wohnen die Menschen direkt am Amazonas.





# Die andere Seite der „Green Economy“

Biodiesel aus Sojaöl führt zu mehr Regenwaldabholzung  
Von Norbert Suchanek

Vor 28 Jahren, im Juni 1992, brachte die legendären UN-Konferenz für Umwelt und Entwicklung (UNCED) in Rio de Janeiro die Idee einer nachhaltigen Entwicklung auf das Programm von Regierungen und Unternehmen, um Armut zu bekämpfen, die Abholzung der Regenwälder und den Klimawandel zu stoppen – kurz gesagt: den Planeten Erde zu retten. Kluge Köpfe kreierten daraufhin die Begriffe oder Leitbilder *Green Economy* (Grüne Wirtschaft) und *Green Growth* (Grünes Wachstum) zur Umsetzung dieser nachhaltigen Entwicklung. Doch die als Alternative gedachte neue Grüne Wirtschaft entpuppt sich als Beschleuniger für die Regenwaldvernichtung – und bedroht damit die Indigenen.

Genau zwanzig Jahre nach der UNCED einigten sich dann am selben Ort in Rio de Janeiro die Regierungen während der UN-Konferenz für nachhaltige Entwicklung (UNCSD / Rio+20) darauf, „die Green Economy als wichtiges Instrument für eine nachhaltige, integrative Entwicklung zu gestalten, die Wirtschaftswachstum, Beschäftigung und die Beseitigung der Armut fördert und gleichzeitig das gesunde Funktionieren der Ökosysteme unseres Planeten erhält“, so die Abteilung für Nachhaltigkeitsziele der Vereinten Nationen (DSDG).<sup>1</sup>

Einer der wichtigsten Faktoren von nachhaltiger Entwicklung und Klimaschutz ist der Stopp der Regen- oder Tropenwaldvernichtung. Die Abholzung in Amazonien und Zentralbrasilien führt nicht nur zu CO<sub>2</sub>-Emissionen, sondern auch zu einem hohen und nicht reversiblen Verlust von Biodiversität, kultureller Vielfalt und Lebensraum indigener Völker und traditioneller Bevölkerungsgruppen wie den sogenannten *Seringueiros* (Kautschukzapfern), *Ribeirinhos* (Flussanwohnern) und *Quilombolas* (in Gemeinden organisierte Nachfahren schwarzer Sklaven).<sup>2</sup> Gerade der Verlust an Artenvielfalt verbunden mit dem Verlust an traditionellem, indigenem Wissen kann der Menschheit teuer zu stehen kommen. Wer weiß, vielleicht wird gerade jetzt, in diesem

Moment, eine der Wissenschaft noch nicht bekannte Pflanzenart, die den Coronavirus hätte besiegen können, durch Tropenwaldabholzung im Amazonasraum ausgerottet?

## Rios Erdgipfel 1992 beendete nicht die Regenwaldvernichtung

1991, ein Jahr vor der ersten UN-Umweltkonferenz in Rio, wies Brasilien eine Abholzungsrate von 11.000 km<sup>2</sup> pro Jahr aus. 1993, ein Jahr nach der Umweltkonferenz, stieg die Abholzungsrate auf 14.800 km<sup>2</sup>. Und 1995 verdoppelte sich die Amazonaswaldvernichtung sogar auf 29.059 km<sup>2</sup>. Auch unter der Regierung Lula da Silva ging die Waldzerstörung weiter mit dem Maximum im Jahr 2004 von fast 28.000 Quadratkilometer vernichtetem Regenwald.<sup>3</sup> 2012, im Jahr der UNCSD, verzeichnete das für die Auswertung der Satellitendaten verantwortliche Weltraumforschungsinstitut INPE zwar die seit Jahren geringste Abholzungsrate von „nur“ 4.571 Quadratkilometern im brasilianischen Amazonasgebiet, doch schon im Folgejahr stieg sie wieder an, was sich nun auch unter Präsident Jair Bolsonaro fortsetzt. 2019 gingen in Brasilien 9.762 Quadratkilometer Amazonaswald unwiederbringlich verloren, doppelt so viel wie 2012. Und dabei wird der „Kuchen“, sprich die Gesamtfläche der noch erhaltenen brasilianischen Wälder, immer kleiner, während gerade die umweltschädlichen Soja-Plantagen kontinuierlich an Fläche zunehmen.

Als 1992 die Welt in Rio de Janeiro über Umwelt, Entwicklung und die Zukunft unseres Planeten debattierte, gab es „lediglich“ 9,44



Millionen Hektar (94.400 Quadratkilometer) Sojabohnen-Plantagen in Brasilien. Bis 2003, als Lula da Silva das Präsidentenamt antrat, war dieses „Soja-Meer“ bereits auf 18,47 Millionen Hektar angewachsen. Heute, 2020, beträgt die gesamte Soja-Anbaufläche Brasiliens 36,6 Millionen Hektar, doppelt so viel wie 2003 und viermal so viel wie 1992.

#### Von null auf fast 6 Milliarden Liter Biodiesel in 15 Jahren

Mehreren gesamtökologischen Studien zum Trotz gilt Biodiesel für grüne Investmentbanker, Ökonomen, Politiker und Konzerne als CO<sub>2</sub>-einsparende „Grüne Energie“ und ist damit Teil der Green Economy. In Brasilien wiederum ist Soja, im Agrarbusiness auch „Grünes Gold“ genannt, von Anfang an Hauptbestandteil von Biodiesel. Die gepresste Sojabohne wird als Sojaschrot an die Massentierhaltung verkauft und der „Pressrückstand“, das Öl, geht in die Biotreibstoffproduktion: Mehr Soja bedeutet mehr Biodiesel, mehr grünes Wachstum. Dieses „nachhaltige“ Soja-Wachstumsprogramm startete die Regierung Lula da Silva im Jahr 2004 mit ihrem Nationalen Programm zur Herstellung und Verwendung von Biodiesel (PNPB) mit verpflichtenden Beimischungsquoten für Diesel von anfangs zwei auf heute zehn Prozent.

Abbildung Seite 59:

Sojasilos mit Verladestation am Río Tapajos, einem Nebenfluss des Amazonas, im brasilianischen Bundesstaat Pará.

Brasiliens jährliche Biodieselproduktion stieg infolgedessen von 736.160 Liter im Jahr 2005 sprunghaft auf 404 Millionen Liter im Jahr 2007 an, hergestellt zu rund 80 Prozent aus Sojaöl und zu 15 Prozent aus tierischen Fetten. Bis heute hat sich dieser Soja-Anteil trotz steigender Biodieselproduktion nicht wesentlich geändert. Im Jahr 2019 stellten die brasilianischen Biodieselfabriken 5,9 Milliarden Liter des „nachhaltigen“ Treibstoffs her, so die Daten der Nationalen Agentur für Erdöl, Erdgas und Biokraftstoffe (ANP) – 14 mal mehr als 2007 und 8.000 mal mehr als 2005.<sup>4</sup>

#### Grüne Soja-Anleihen für „waldfreundliche“ Sojaplantagen

36 Millionen Hektar Sojafelder garantieren die Produktion des Nachschubs. Und sie soll ausgebaut werden: Unterstützt von der britischen Regierung und dem Umweltprogramm der Vereinten Nationen (UNEP) startete im Juli 2019 das in Rio de Janeiro und London ansässige Green-Economy-Unternehmen *Sustainable Investment Management Ltd (SIM)* im Rahmen der Londoner *Climate Action Week* seine „Responsible Commodities Facility“ und brachte sie an die Londoner Börse. Die *Responsible Commodities*

Facility (RCF) – was aus der Bankersprache übersetzt so viel heißt wie Anlagemöglichkeit für verantwortliche Rohstoffe – will innerhalb von vier Jahren *Green Bonds* (Grüne Anleihen) im Wert von einer Milliarde US-Dollar in den Verkehr bringen und damit „waldfreundliches“ Soja in Brasilien finanzieren. Es sei die weltweit erste Grüne Anleihe zur Förderung einer nachhaltigen Sojaproduktion in Brasilien, berichtete das Green-Economy-Portal *BusinessGreen*.

„UNEP unterstützt die Responsible Commodities Facility, weil wir glauben, dass dies eine innovative und dringend benötigte Möglichkeit ist, privates Kapital in großem Maßstab freizusetzen, um einige der wichtigsten Umweltherausforderungen des 21. Jahrhunderts zu bewältigen und gleichzeitig Arbeitsplätze zu schaffen und grünes Wachstum zu erzielen“, begründet Bruno Pozzi, Direktor des Europabüros des Umweltprogramms der Vereinten Nationen (UNEP). „Um den negativen Auswirkungen

des Klimawandels zu begegnen und den dramatischen Verlust an biologischer Vielfalt zu stoppen, den wir in den letzten 30 Jahren erlebt haben, müssen wir dringend und schnell auf Modelle für die Lebensmittelproduktion und -finanzierung umsteigen, die nicht von der Umwandlung von Wäldern und natürlichen Lebensräumen abhängen.“<sup>5</sup>

„Die Responsible Commodities Facility bietet dem Markt die Möglichkeit, eine höhere Produktion sicherzustellen, ohne zur Waldabholzung beizutragen“, so der SIM-Chef Pedro Moura Costa. Sojafarmer, die Gelder des Green Bonds bekommen, dürften keinen Wald roden, um neue Sojaplantagen anzulegen, sondern müssten ausschließlich „degradierte“ oder „untergenutzte“ Rinderweiden dazu verwenden. Und davon stünden wenigstens 18 Millionen Hektar allein in der Cerrado-Region zur Verfügung. Rinderweiden durch Sojaplantagen zu ersetzen ist allerdings weder innovativ neu noch umweltfreundlich, sondern Standard. Seit langem ist es übliche Praxis der brasilianischen Sojafarmer, die von Kleinbauern oder *Fazendeiros* (Großgrundbesitzern) bereits gerodeten Flächen zu übernehmen und damit den „Schwarzen

**„Die Green Economy ist eine mit Natur und Umwelt im Einklang stehende, innovationsorientierte Volkswirtschaft, die schädliche Emissionen und Schadstoffeinträge in alle Umweltmedien vermeidet, die auf einer Weiterentwicklung der Kreislaufwirtschaft beruht und regionale Stoffkreisläufe so weit wie möglich schließt, die den Einsatz nicht erneuerbarer Ressourcen absolut senkt, insbesondere durch eine effizientere Nutzung von Energie, Rohstoffen und anderen natürlichen Ressourcen und die Substitution nicht-erneuerbarer Ressourcen durch nachhaltig erzeugte erneuerbare Ressourcen, die langfristig eine ausschließlich auf erneuerbaren Energien basierende Energieversorgung erreicht und die biologische Vielfalt sowie Ökosysteme und ihre Leistungen erhält, entwickelt und wieder herstellt.“<sup>12</sup>**

**Definition des deutschen Umweltbundesamtes**

Peter“ der Abholzung auf die Rinderzucht abzuschieben. Soja führe zur Entwaldung in Amazonien, auch wenn kein einziger Baum dafür gefällt werde, erläutert der renommierte Ökologe Philip M. Fearnside vom Nationalen Institut für Amazonasforschung (INPA) in Manaus. Soja werde auf „alten“ Weiden angebaut, wie zum Beispiel in Paragominas im brasilianischen Amazonasstaat Pará. „Die Rinderzüchter holten dann weitere Flächen ab, um diese verlorenen Weiden zu ersetzen.“<sup>6</sup>

Freilich fällt nicht jeder Viehzüchter in die Kategorie Rinderbaron oder Großgrundbesitzer. Viele sind Kleinbauern mit ein paar Kühen auf kleineren gerodeten und abgepackelten Weiden im Regenwald, die nun dem Soja weichen sollen.

In seiner im Jahr 2000 veröffentlichten Forschungsarbeit „*O avanço da soja como ameaça à biodiversidade na Amazônia*“ („Der Aufstieg des Soja als Bedrohung der Biodiversität in Amazonien“ schreibt der 2007 mit dem alternativen Nobelpreis ausgezeichnete Ökologe Fearnside, dass nur wenige Sojabohnenfarmer selbst Wald für die Gewinnung von Sojaanbauflächen abholzten. Stattdessen eigneten sie sich bereits von Kleinbauern gerodetes Land an, die dann tiefer in den Regenwald hineinzögen, um erneut Waldstücke zu roden. Fearnside: „Die Tatsache, dass viele der Kleinbauern, denen nun aufgrund des Vormarsches der Sojafarmen die Vertreibung von ihrem Land droht, zuvor bereits aus dem südbrasilianischen Bundesstaat Paraná durch die dortige Sojaexpansion vertrieben wurden, gibt ihrem Widerstand gegen den gegenwärtigen Vertreibungszyklus einen Hauch von Verzweiflung. Obwohl die Mehrheit der bereits durch Soja vertriebenen Kleinbauern in städtische Gebiete zog, folgten viele der Bundesstraße BR-364 in den Amazonasregenwaldstaat Rondônia, wo diese Migranten Schlüsselfaktor für eine der schlimmsten Abholzungen der Welt wurden.“<sup>7</sup>

Anbau und Export von Sojabohnen in Brasilien sind aber noch aus einem anderen Grund viel schädlicher für Artenvielfalt und Waldökosysteme als andere Formen der Landnutzung, warnt Fearnside. Das Sojabusiness brauche massive Verkehrsinfrastrukturprojekte, die zur Zerstörung von natürlichen Lebensräumen über weite Gebiete führten, zusätzlich zu den Flächen, die die Sojaplantagen direkt verschlängen. „Die Auswirkungen des Sojaanbaus übersteigen bei weitem den direkten Verlust von Naturgebieten, die für diese Landnutzung umgewandelt werden.“

Nur das für Brasiliens Exporteinnahmen wichtige Soja-Business könne die mit Steuergeldern finanzierte Errichtung einer riesigen Infrastruktur rechtfertigen, die für Transport und Export der Ernte sowie den Import von Dünger und Pestiziden erforderlich ist. „Andere Formen der Landnutzung wie Rinderweiden“, so Fearnside, „nehmen zwar direkt große Flächen in Anspruch, haben jedoch

nicht das politische Gewicht, das erforderlich ist, um die Regierung zum Bau von acht Wasserstraßen, drei Eisenbahnlinien und einem ausgedehnten Straßennetz zu bewegen.“

Eine Studie der Universität von Minas Gerais (UFMG) rechnet mit einer Verfünffachung der Abholzung bis 2030, falls die von Brasiliens Regierung geplanten Straßenbauprojekte zur „Entwicklung“ Amazoniens nicht gestoppt werden. Die gesamte Amazonasregion könnte kollabieren, warnt UFMG-Wissenschaftler Britaldo Soares-Filho. Der brasilianische Klimaforscher Carlos Nobre von der Universität von São Paulo kalkulierte 2019, dass heute etwa 15 bis 17 Prozent des Amazonasregenwaldes vernichtet sind. Zwanzig bis 25 Prozent abgeholzte Fläche könnte bereits zu viel für das Ökosystem sein, und der Regenwald würde unwiederbringlich zur Savanne werden.<sup>8</sup>

### Green-Economy-Kritik in Lateinamerika

Der brasilianische Indianermissionsrat CIMI (*Conselho Indigenista Missionário*), der seit vielen Jahren in seiner Arbeit von Adveniat unterstützt wird, glaubt nicht an die Verheißungsbotschaften der „Grünen Wirtschaft“. Statt unter dem Mantel der *Green Economy* eine neue Welle der Kommerzialisierung und Vermarktbarkeit der Natur loszutreten, sollten die Regierungen vom Lebenskonzept der Indigenen lernen, so CIMI-Generalsekretär Cleber César Buzatto. „Aber uns ist natürlich klar, dass die Bemühungen dieser Regierungen eigentlich in eine komplett konträre Richtung gehen. Sie versuchen zwar, ihr Entwicklungsmodell als nachhaltig zu verkaufen, aber die Nachhaltigkeit existiert höchstens auf dem Papier. Eine reine Fassade, um Akzeptanz für dieses Modell zu schaffen.“ Ein konsumorientierter Ansatz, der die Welt nicht vor fortschreitendem Raubbau retten könne. Dadurch werde lediglich das existierende Modell weitergeführt, welches ja bereits zu der Zerstörung der Natur geführt hat. César Buzatto: „Man sucht nur neue Formen der kommerziellen Erschließung der Natur, statt das Modell der Beziehung zur Natur zu ändern.“<sup>9</sup>

Die Vereinigung der Amazonasindianer COICA zeigte sich zur UNCSO ebenfalls beunruhigt über das Grü-

ne Wirtschaftsmodell. „Uns besorgt diese neue Form von Entwicklung, bekannt als grüne Wirtschaft. Wir verstehen das als ein Bestreben zur Ausbeutung der natürlichen Ressourcen in den indigenen Gebieten“, so Rodrigo de la Cruz, Berater für Biodiversität und Naturschutzgebiete der COICA.

Investoren brauchen Green Economy und Green Growth, damit sich ihr Kapital auch in Zukunft weiter vermehrt, am besten immer schneller und mit höheren Raten. Bezahlt wird dies von der Allgemeinheit, die die dazu notwendige Infrastruktur mit Steuergeldern finanzieren oder die dafür von den internationalen Entwicklungsbanken aufgenommenen Schulden begleichen muss.

### Weniger (Green Economy) ist mehr

Die noch intakten Regenwälder Amazoniens, in der Fachsprache Primärwälder genannt, sind bereits hochentwickelt. Das Gleiche gilt für die verschiedenen seit Jahrhunderten und Jahrtausenden praktizierten traditionellen Waldnutzungstechniken der indigenen Völker wie den Kayapó in Südostamazonien. Tropenwaldschutz und insbesondere Brasiliens indigene Völker brauchen keine von außen aufgedrückte Grüne Wirtschaft, sondern Respekt und die Anerkennung ihrer traditionellen Landrechte, doch dazu fehlt parteienübergreifend seit der Rio 1992 der politische Wille. Brasiliens 1988 in Kraft getretene Verfassung verpflichtet die Staatsregierung dazu, alle indigenen Gebiete binnen fünf Jahren, also bis 1993, zu demarkieren und rechtlich anzuerkennen, was in der brasilianischen Bürokratensprache *Homologação* genannt wird. Brasiliens erster nach der Militärdiktatur frei gewählter Präsident, Fernando Collor de Mello, war der erste und der letzte Präsident, der diesen Artikel der Verfassung konsequent umzusetzen versuchte. Anstatt Amazonien mit Staudämmen und Asphalt zu überziehen, begann er mit großem Maßstab, ein Indianergebiet nach dem anderen anzuerkennen. In

Abbildung Seite 63:

Abgehängt von der Weltwirtschaft: Einwohner der Flussinsel Ilha Jutuba, nördlich von Belém im brasilianischen Bundesstaat Pará.

seinen zwei Jahren Amtszeit, von März 1990 bis zu seiner Absetzung durch die absolute Mehrheit von Senatoren und Bundesabgeordneten wenige Monate nach der UNCED 1992, erkannte er 112 Gebiete mit einer Gesamtfläche von 26,4 Millionen Hektar an. Das ist eine Anerkennungsrate von 56 Indianerterritorien pro Jahr. Keiner seiner Nachfolger brachte es auch nur annähernd auf eine so hohe Rate. Im Gegenteil: Demarkierung und Anerkennung von Indianergebieten wurden seitdem von Jahr zu Jahr verschleppt und erschwert.<sup>10</sup> Der jetzige Präsident Jair Bolsonaro hat 2019 vor der UN sogar offen erklärt, dass er während seiner Amtszeit kein einziges Indianerterritorium anerkennen wird. Eine Zunahme von Indianer- und Naturschutzgebieten, so Bolsonaro, „würde unser Agrarbusiness unmöglich machen. Und ohne Agrarbusiness wäre unsere Wirtschaft am Ende.“<sup>11</sup>

### Anmerkungen

- 1) <https://sustainabledevelopment.un.org/topics/greeneconomy>.
- 2) [http://www.ecobrasil.eco.br/site\\_content/30-categoria-conceitos/1195-comunidades-tradicionais-ribeirinhos](http://www.ecobrasil.eco.br/site_content/30-categoria-conceitos/1195-comunidades-tradicionais-ribeirinhos).
- 3) <https://www.brasilieninitiative.de/index.php/aktuell-2/303-qdas-konzept-des-gruenen-wachstums-ist-eine-farceq>.
- 4) <http://www.anp.gov.br/biocombustiveis/biodiesel>. Vgl. auch: <https://www.biodieselbr.com/noticias/colunistas/convidado/porque-fazemos-biodiesel-de-soja>; <https://biodieselbrasil.com.br/soja-a-principal-materia-prima-do-biodiesel>.
- 5) <https://www.businessgreen.com/news/3077995/soy-bonds-financial-facility-eyes-usd1bn-support-for-sustainable-soy-farming-in-brazil>; vgl.: <https://www.ft.com/content/700dc31a-9cd1-11e9-b8ce-8b459edo4726>; <https://www.bvrio.org/en/news/details/worlds-first-green-bonds-scheme-to-finance-responsible-soy-production-in-brazil-launched>.
- 6) [http://philip.inpa.gov.br/publ\\_livres/2006/Soja-Amazonia%20500%20anos.pdf](http://philip.inpa.gov.br/publ_livres/2006/Soja-Amazonia%20500%20anos.pdf).
- 7) [http://philip.inpa.gov.br/publ\\_livres/2000/O%20Avanço%20da%20Soja-do%20orig.pdf](http://philip.inpa.gov.br/publ_livres/2000/O%20Avanço%20da%20Soja-do%20orig.pdf).
- 8) <https://exame.abril.com.br/brasil/obra-prometida-por-bolsonaro-em-rodovia-ameaca-coracao-da-amazonia/> & [http://philip.inpa.gov.br/publ\\_livres/2019/Destruicao-v1/Cap-13-BR-163-prova.pdf](http://philip.inpa.gov.br/publ_livres/2019/Destruicao-v1/Cap-13-BR-163-prova.pdf).
- 9) <https://blickpunkt-lateinamerika.de/artikel/cimi-fordert-respekt-statt-green-economy/>.
- 10) <https://www.socioambiental.org/pt-br/noticias-socioambientais/o-que-o-governo-dilma-fez-e-nao-fez-para-garantir-o-direito-a-terra-e-areas-para-conservacao>.
- 11) <https://relevante.news/politica/demarcacoes-indigenas-podem-inviabilizar-o-agronegocio-diz-bolsonaro/>.
- 12) [https://www.umweltbundesamt.de/sites/default/files/medien/1410/publikationen/2017-11-21\\_uib\\_o2-2017\\_green-economy\\_v2.pdf](https://www.umweltbundesamt.de/sites/default/files/medien/1410/publikationen/2017-11-21_uib_o2-2017_green-economy_v2.pdf).





# Bauern ohne Land

In Honduras vertreiben Monokultur-Plantagen die Kleinbauern

Von Christina Weise (Text) und Jürgen Escher (Fotos)

Auf den ersten, flüchtigen Blick ist es nicht zu erkennen. Aber diese kleine, ausgemergelte Frau verkörpert das, was man unter einer Kämpferin versteht. Ihre Augen leuchten voller Energie, ihr Mund steht kaum still, und die dünnen Arme unterstreichen das Gesagte mit temperamentvollen Gesten. „Das Leben hier im Norden von Honduras ist hart“, sagt Glória Lara und schlägt mit der flachen Hand auf den groben Holztisch.

„Das größte Problem ist der Hunger. Von den zehn Kindern, die Gott mir schenkte, habe ich acht großziehen können. Ein Wunder! Denn ich hatte nur dünne Bohnensuppe und manchmal Reis.“ Glória Lara setzt sich auf die wackelige Holzbank hinter den Tisch, der vor ihrer einfachen Lehmhütte steht, in der sie mit ihrem Mann, dem jüngsten Sohn und ihrem Bruder lebt. Die Hütte liegt an einem Berghang, ein schmaler und unwegsamer Trampelpfad führt hinauf, vorbei an anderen Hütten.

Die einfachen Häuser des Dorfes El Pital im Nordwesten von Honduras stehen dicht gedrängt zwischen den Bergen. Von ihrer Veranda aus sieht Doña Glória unter sich den Dorfkern, hebt sie den Blick, schaut sie ins Grüne. Berge, mit Grün in allen Schattierungen bedeckt, so als hätte sich ein samtig grüner Teppich auf sie gelegt. Bäume, Palmen, Bananenstauden. Dazwischen ein Feld, auf dem Männer in gebückter Haltung mit regelmäßigen Bewegungen den Boden pflügen. Feldarbeit bedeutet hier Handarbeit, Traktoren gibt es nicht. Auf ihrer Parzelle, die wie eingezwängt zwischen großen Plantagen liegt, pflanzen sie Mais und Bohnen. Am Feldrand plärrt ein kleines, batteriebetriebenes Radio blechern klingende Musik. Dann erfolgt die Ansage: „Radio

Progreso – la voz que está con vos“ (Radio Progreso – die Stimme, die bei euch ist), und danach kommen die Nachrichten, woraufhin die Männer kurz innehalten, um die Schlagzeilen zu hören. Danach nehmen sie ihre Arbeit wieder auf. Beschwerliche Arbeit mit geringem Ertrag. Und das Wenige muss auch noch zwischen allen aufgeteilt werden. Das fruchtbare Ackerland um sie herum gehört Großgrundbesitzern, die hier Ölpalmen, Bananen und Kaffee anbauen. „Wir können froh sein, dass wir überhaupt Land haben und etwas ernten können“, sagt Pedro Muñoz, Doña Glórias Ehemann, und stützt sich auf seine Hacke. „Von dem Ertrag lebt meine ganze Familie, auch meine Eltern, die zu alt sind, um selbst auf dem Feld zu arbeiten. Und wenn ich nicht viel ernte oder die Marktpreise für das bisschen, das wir verkaufen können, sehr niedrig sind, dann fühle ich mich noch ärmer, als ich sowieso schon bin.“ Das Problem sei, dass Schleuser die Preise drückten. Sie brächten die Menschen aus dem Land hinaus, Richtung Norden, Richtung USA, und kämen mit Lebensmitteln zurück, die sie dann sehr günstig in Honduras verkauften. Auch darum würde es ihm und seiner Familie konstant an Geld mangeln.

## Viele Familien müssen hungern

Eine Stunde benötigen Pedro Muñoz und die anderen Bauern zu Fuß vom Gemeinschaftsfeld bis nach El Pital, wo alle Dorfbewohner Bauern sind, viele aber kein Land besitzen. Einige arbeiten für einen geringen Lohn auf den Plantagen der Großgrundbesitzer, andere mieten Ackerland, viele Kleinbauernfamilien hungern. „Für einen Hektar müssen sie 1.000 Lempiras zahlen“, berichtet Pedro Muñoz. Das sind umgerechnet rund 40 Euro, viel Geld. „Aber die Ernten sind schlecht und sie sind arm.“ Im Vergleich zu vielen anderen hatten Doña Glória und Pedro Muñoz Glück: Er erbte einen

Abbildung Seite 64:

Eine körperlich kleine, aber energische Kämpferin: Die 52-jährige Glória Lara aus El Pital im Nordwesten von Honduras hat acht Kinder großgezogen.

Anteil des Gemeinschaftslandes von seinem Vater, der es in den 1980er Jahren mit anderen Dorfbewohnern besetzte. Damals war es in Honduras möglich, dass der Staat nicht bewirtschaftetes Land enteignete und an Landlose übertrug. In der Praxis wurde das Land jedoch häufig nur vergeben, wenn die Bauern selbst die Initiative ergriffen und Land besetzten. „Wir waren damals 40 Männer und hatten zuerst richtig Angst. Aber es klappte. Das Land hier war sehr fruchtbar, wir haben viel geerntet“, erzählt Juan José Muñoz. „Aber zehn Männer verkauften später ihre

Abbildungen Seite 66:

Von seiner Veranda aus sieht Hector Pacheco die Palmenplantage direkt neben der kleinen Armensiedlung, in der er wohnt. Die Plantage, wegen der er kein Land mehr hat: 300.000 Bauernfamilien in Honduras sind landlos (links). Das Geschäft mit dem Palmöl lässt auch in Honduras die Monokulturplantagen mit Ölpalmen anwachsen (rechts).

Abbildung Seite 67:

Gloría Lara (Mitte, 52 Jahre) diskutiert nach einer Versammlung im Bergdorf El Pital mit einer Nachbarin.



Landanteile. Es gibt ja immer solche, die nicht an die Zukunft denken.“ 1992 hatte die honduranische Regierung ein Gesetz erlassen, das den Verkauf von Land erlaubte, das Kleinbauern-Kooperativen gehörte. Zudem erschwerte es den Zugang zu ungenutztem Land. Seitdem werden besetzte Landstriche immer wieder von Militär und Polizei geräumt. „Sie erschießen dich, das ist, was sie machen“, sagt Pedro Muñoz. „Wir haben große Angst.“

### Zum Leben zu wenig

„Wir dürfen nicht darauf warten, dass andere unsere Probleme lösen. Wir müssen aktiv sein“, tönt es knackend aus dem kleinen blauen Radio. Hector Pacheco stützt sich auf seinen weißen Gehstock und nickt zustimmend. Die Stimme, die durch sein Haus dringt, kennt er gut. Jesuitenpater Ismael Moreno Coto, genannt Padre Melo. In dessen Sendung auf Radio Progreso. „Wir leben in einer Narcodiktatur, werden seit vielen Jahren von Kriminellen regiert – das können wir nicht dulden! Ja, es ist gefährlich, aber wir müssen auf die Straße gehen.“ Das tut Hector Pacheco bereits sein Leben lang. Gegen die Zerstörung der Umwelt und für gerechte Land- und Ressourcenverteilung. Jahrelang war er Direktor einer Bauernorganisation in seinem Department. „Ich bin Bauer und habe kein Land. Früher bauten wir hier Mais, Bohnen, Maniok, Kartoffeln an.“ Er breitet die Arme aus und zeigt um sich. Die Ar-



mensiedlung der Gemeinde Roma an der nördlichen Atlantikküste, in der sein einfaches Haus liegt, befindet sich direkt neben einer großen Palmölplantage. Wie zusammengepfercht drücken sich die einfachen Häuser mit jeweils etwas Garten aneinander, umringt von den Zäunen der Plantage. Viele der Bauern müssen nun dort für einen geringen Lohn arbeiten. „Es wird nur noch Monokultur betrieben. Uns wird das Land genommen und damit unsere Lebensgrundlage. Viele Kleinbauernfamilien hungern. Und die Ölpalmen hier benötigen unglaublich viel Wasser – unser Wasser.“ Der Kampf um die Verteilung der wertvollen Ressource hat in Honduras bereits begonnen. „Zwei Departments beziehen das Wasser von hier. Es wird immer weniger – und immer teurer. Von der Regierung gibt es keine Gesetze, die Wald und Wasser schützen. Im Gegenteil: Immer mehr Bergwerke und Wasserkraftwerke erhalten Konzessionen“, sagt er und fügt nach einer Pause hinzu: „Der Staat produziert Armut.“

Rund 300.000 honduranische Kleinbauernfamilien haben keinen Zugang zu Land, mehr als die Hälfte der vier Millionen Kleinbauernfamilien lebt in absoluter Armut, so „La Vía Campesina“, ein internationales Bündnis von Kleinbauern. „Meine größte Sorge ist: Was kann ich meinen Kindern und Enkeln hinterlassen?“, sagt Hector Pacheco. Er wurde in der Gemeinde Roma geboren und hatte Glück, dass er nicht umgesiedelt wurde, wie viele andere. Er möchte für immer hierbleiben, auch wenn das Leben jetzt viel

schwieriger ist. „Hunger, Dürre und Arbeitslosigkeit regieren hier. Wir können nichts produzieren, weder für uns noch für unser Land. In Honduras importieren wir sogar Mais, Reis und Bohnen“, sagt er, schüttelt den Kopf und füttert, auf seinen Stock gestützt, die beiden Schweine, die er in seinem Garten hält. Sie, die Hühner und ein Avocadobaum sind ihm geblieben. Mit Hilfsarbeiten versucht er, seine Familie durchzubringen. „Die Regierung ist nur am schnellen Geld interessiert, wir sind ihnen egal“, sagt Hector und schlurft zurück ins kühle Haus.

### Nur das private Gesundheitssystem funktioniert

„Um mein Leben zu retten, mussten sie letztes Jahr mein linkes Bein amputieren“, erklärt er und klopft mit dem Stock gegen die Prothese. Nachdem man ihm in einem öffentlichen Krankenhaus nicht helfen konnte, sah er keinen anderen Ausweg, als seine wenigen Ersparnisse zu nehmen, sich Geld zu leihen, in ein halb-privates Krankenhaus zu gehen – und schließlich die Operation selbst zu bezahlen. „Ich träume von einem vereinten Land, in dem es keine Außenseiter gibt. In dem es Bildung und eine



funktionierende und vor allem bezahlbare Gesundheitsversorgung für alle gibt.“

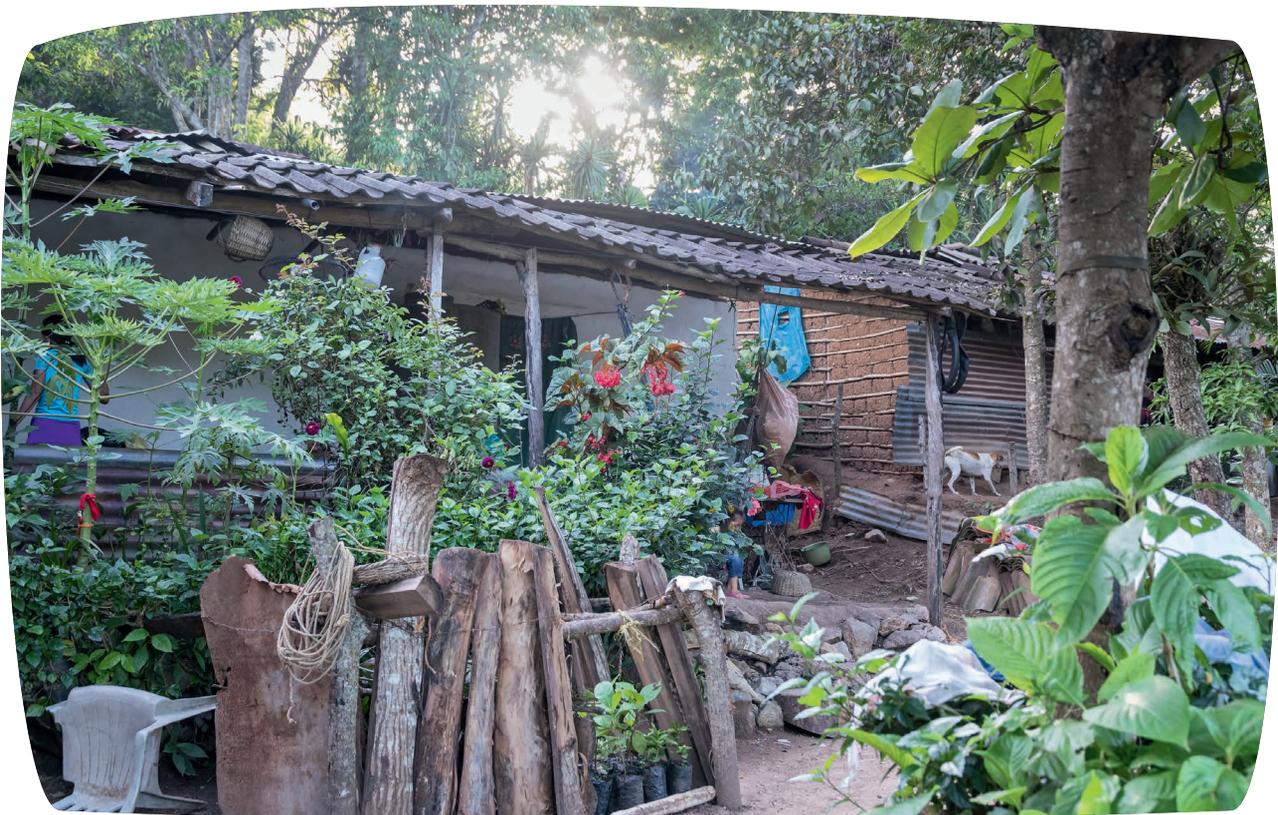
### Gegen die Ohnmacht ankämpfen

„Wir alle kämpfen dafür, dass es besser wird. Dafür, endlich in einem freien und gerechten Land zu leben“, sagt Doña Glória mit leuchtenden Augen. Und kämpfen können sie. 400 Bewohner von El Pital schafften es durch Straßensperren und gegen Repressionen von Polizei und Militär, dass die Regierung ihnen elektrisches Licht und eine Gesundheitsstation genehmigte sowie die Zugangsstraße zum Dorf ebnete.

Nun planen sie den nächsten Protest: gegen die Regierung. Honduras wird seit dem letzten Staatsstreich im Jahr 2009 autoritär geführt, gute Bildung und Gesundheitsversorgung sind nur einer kleinen reichen Elite vorbehalten, der Großteil der Bevölkerung wird unterdrückt, Menschenrechtsverletzungen sind an der Tagesordnung. „Wir können froh sein, dass wir überhaupt leben. Die Gewalt, das Tränengas, die Schüsse.“ Doña Glória erinnert sich an die Demonstrationen. „Mein bester Freund wurde vor ein paar Monaten bei einer Demonstration erschossen“, sagt Pedro Muñoz leise. „Aber ich gehe weiter auf die Straße. Es ist die einzige Möglichkeit.“ Doña Glória legt kurz ihre Hand auf die ihres Mannes. Danach sagt sie: „Glücklicherweise haben wir wichtige Unterstützung.

Ohne Radio Progreso und ihre Berichterstattung wäre unser Kampf unmöglich. Sie informieren und begleiten uns, sie geben uns Hoffnung und stärken unseren Glauben.“ Das kleine Radio des Ehepaars ist den ganzen Tag eingeschaltet. So laut, dass auch der älteste Sohn, der nebenan wohnt und kein Radio besitzt, mithören kann.

„Die Menschen auf dem Land spüren die Konsequenzen unserer korrupten und kriminellen Regierung am stärksten. Sie leiden an Mangelernährung, Hunger, Krankheiten, Arbeitslosigkeit, Wassermangel“, sagt Padre Melo. „Deswegen haben wir bei Radio Progreso die Aufgabe, diese Menschen zu verteidigen, ihnen eine Stimme zu geben.“ Der Priester ist nicht nur Moderator beim mittlerweile fast einzigen unabhängigen Medium des Landes, sondern auch dessen Direktor. Regelmäßig besuchen er und seine Mitarbeiter ländliche Gemeinden, um über die Situation vor Ort zu berichten. Als einziger landesweit empfanglicher Radiosender. Unterstützung erhalten sie von dem Lateinamerika-Hilfswerk Adveniat. Der Familie von Doña Glória macht zusätzlich zu allem auch die Wasserversorgung Sorge. „Wir merken schon, dass es weniger wird. Früher gab es hier



überall Bäche – die sind weg“, sagt Omar Muñoz Lara, Doña Glórias ältester Sohn, der mit Frau und Sohn die Lehmhütte nebenan bewohnt. „Hier oben haben wir zur trockenen Zeit nur zwischen Mitternacht und fünf Uhr morgens Wasser. Aber nicht jeden Tag. Wir stehen dann um ein Uhr nachts auf, um das Wasser in Eimern zu sammeln.“ Vier Monate im Jahr sei das der Fall, und die Trockenzeit dauere immer länger an, vor sechs Jahren habe es begonnen.

### Migration in die USA als Ausweg

Omar gibt zu, dass er schon Angebote hatte, in die USA zu gehen. Viele seiner Freunde seien dort. Illegal. Geflohen vor Armut, Gewalt, Aussichtslosigkeit. „Aber ich möchte meine Frau und meinen Sohn nicht hier zurücklassen. Und wer weiß, wie und wann ich zurückkäme. Hier bin ich glücklich, trotz der Probleme“, sagt er. In der Dorfgemeinschaft würden sie sich immer gegenseitig aushelfen. Hier würde er alle kennen, woanders müsste er komplett neu beginnen. „Wir leben bescheiden, ich würde nicht sagen arm. Wir haben immer wenigstens ein bisschen Mais und Bohnen, das ist mehr als andere

haben. Und Land. Ich liebe es, auf dem Feld zu arbeiten.“ Im Gegensatz zu vielen anderen sieht Omar seine Zukunft auf dem Land in Honduras. Er ist ein Kämpfer, genau wie seine Eltern und Großeltern. Sie alle motiviert ihre unermüdliche Hoffnung. „Eines Tages werden meine Kinder oder Enkel, ich werde schon nicht mehr da sein, in dem Land leben, das ich mir so sehr gewünscht habe“, sagt Doña Glória bestimmt. „In einem freien Land. Einem Land, in dem die Menschen ohne Angst vor Überfällen auf die Straße gehen können. Einem Land, aus dem niemand fliehen muss.“

Abbildung Seite 68:

Das kleine Häuschen von Doña Glória im honduranischen Bergdorf El Pital. Im Haus läuft fast immer „Radio Progreso“. Das Grün der Bäume täuscht: Das Grundwasser geht aufgrund der Nutzung durch die Plantagen zurück.

Abbildung Seite 69:

Kartenspiel am Straßenrand: Dicht gedrängt wohnen sie zwischen den Bergen, viele Häuser stehen am Hang. Sie mussten Land besetzen, um hier etwas Gemüse anbauen zu können. Der Weg dorthin ist weit. Die Alternative: Landflucht. Viele, vor allem jüngere Bewohner, gehen weg. Die meisten zieht es nicht in die nächste Stadt, sondern außer Landes. Alles was, sie hier erreichten, gelang nur durch einen langen, harten Kampf.



# Palmöl in Lateinamerika

Aufstieg ist mit Zerstörung und Verdrängung verbunden

Von Thomas Fathauer

Die Ölpalme ist eine der erfolgreichsten Nutzpflanzen der letzten Jahrzehnte. Zwischen 1980 und 2014 wuchs die weltweite Produktion von 4,5 Millionen Tonnen auf 70 Millionen Tonnen. 2107 waren weltweit 18,7 Millionen Hektar mit Ölpalmen bewachsen. Für diesen schwindelerregenden Aufstieg der Ölpalme gibt es verschiedene Gründe. Zum einen entdeckte die Lebensmittelindustrie in den 1980er Jahren Palmöl als preisgünstige und angebliche bessere Alternative zu Transfetten. So wurde Palmöl bald zu einem wichtigen Bestandteil von unzähligen verarbeiteten Lebensmitteln.

Auch die Kosmetikindustrie verwendet zunehmend das smarte Öl der Palmfrüchte. Hinzu kam bald aber noch eine andere Verwendung: In Zeiten des Klimawandels erschien „Biodiesel“ auf der Basis pflanzlicher Öle als eine angeblich CO<sub>2</sub>-neutrale Alternative. In Europa und anderen Teilen der Welt wurden Beimischungsquoten beschlossen, um Klimaziele im Verkehrsbereich zu erreichen. 2015 verbrauchte Europa erstmals mehr Palmöl für die energetische als für die stoffliche Nutzung.

Aber gerade der vermeintlich klimafreundliche Anspruch des Palmöls als „Biotreibstoff“ erwies sich bald als problematisch. Bilder brennender Regenwälder in Indonesien zeigten die dramatischen Konsequenzen des Palmölbooms in Südostasien. Und so wurde Palmöl aus dieser Region zu einem Beispiel eines Fehlweges in der Klimapolitik: Es ist ein Irrsinn, Regenwälder abzubrennen, um dann angeblich klimafreundliches Palmöl zu produzieren. Die Bilder und Reportagen zeigten Wirkung: In Europa werden jetzt die Beimischungsquoten für Biotreibstoffe eher gesenkt, und die Anforderungen an Nachhaltigkeit steigen.

Dennoch ist die Geschichte des Palmöls keineswegs zu Ende und die Expansion geht – wenn auch nicht ungebrochen – weiter. Denn neben der flexiblen

Verwendung von Palmöl gibt es noch einen anderen Grund für dessen große Beliebtheit bei der Agroindustrie: Die Ölpalme gehört zu den produktivsten Pflanzen unserer Welt. Für die Produktion einer Tonne Palmöl braucht es 0,26 Hektar. Für die gleiche Menge Rapsöl hingegen sind 1,25 ha Land notwendig, für Sojaöl gar zwei Hektar. Bisher konzentriert sich die Expansion des Palmölanbaus auf zwei Länder. Indonesien und Malaysia sind zusammen für über 80 % der weltweiten Produktion verantwortlich. Aber angesichts der Attraktivität des Palmöls ist es nicht verwunderlich, dass auch in anderen Ländern versucht wird, Palmölanbau zu etablieren. Unter den zehn größten Anbauländern der Welt finden sich mit Kolumbien, Guatemala, Honduras, Ecuador und Brasilien immerhin fünf Länder aus Lateinamerika. Dabei ist Kolumbien mit einer Jahresproduktion von 1,5 Millionen Tonnen mit Abstand der größte Produzent. Aber in Relation zur Größe des Landes hat in Guatemala (852.000 Tonnen) und Honduras (580.000) der Palmölsektor ein besonderes Gewicht erlangt. Da 80 % des in Guatemala produzierten Palmöls in den Export gehen, ist das Land sogar zum drittgrößten Exporteur von Palmöl in der Welt aufgestiegen.

Aber auch wenn die absoluten Zahlen der Produktion von Palmöl im Vergleich zu Südostasien gering bleiben, so sind doch die Steigerungsraten beeindruckend. In Guatemala ist die Produktion von Palmöl von 92.000 Tonnen im Jahre 2005 auf 852.000 Tonnen im Jahre 2019 gestiegen. Die Geschichte dieses Wachstums ist aber auch eine Geschichte von Zerstörung, die durch zahlreiche Berichte von Menschenrechtsgruppen dokumentiert ist. „So stellt ein



2015 verfasster Bericht an die Interamerikanische Menschenrechtskommission CIDH fest, dass durch den Anbau von Palmöl auf 23 Prozent der Fläche im nördlichen Querstreifen (*Franja Transversal del Norte, FTN*) in Guatemala die Kultivierung von Grundnahrungsmitteln verdrängt wurde. Zwischen 2005 und 2010 wurden dort über 50.000 Hektar (72.439 Manzanas) an neuen Palmölplantagen angelegt. Wenig überraschend hat dieser Verdrängungsprozess dem Bericht zufolge eine Lebensmittelknappheit in der Region verursacht. Der Bericht legt zudem dar, dass auch in Sayaxché der Mangel an Boden und Lebensmitteln ein ernsthaftes Problem darstellt, das aus der Expansion der Palmölplantagen resultierte. Hier wird laut *Grupo Hame*, zu der auch das Unternehmen REPSA gehört, auf einer Fläche von etwa 56.000 Hektar Palmöl kultiviert." <sup>1</sup>

Der Aufstieg des Palmöls in Lateinamerika ist mit unzähligen Geschichten von Landkonflikten und Naturzerstörung verbunden. Das ist kein Zufall, sondern Konsequenz des Produktionsmodells von Palmöl. Die Expansion des Palmölanbaus beruht auf der Anlage von großflächigen Plantagen.

Die Fotos von Palmölplantagen gleichen sich auf der ganzen Welt: ein schier endloses Meer von Ölpalmen. Monokulturen auf großen Flächen prägen das Bild. Dies ist kein Zufall, sondern entspricht der Logik des Palmölanbaus. Die Frucht der Palme muss nach der

Ernte schnell verarbeitet werden. Dafür braucht es Straßen und Fabriken. Die Palmölproduktion ist von hohen Investitionen abhängig und die Fabriken brauchen Mindestmengen, um kontinuierlich zu arbeiten. Daher braucht die Produktion große Flächen, um rentabel zu sein. Weltweit und in Lateinamerika haben sich dabei zwei Grundmodelle durchgesetzt: große, zusammenhängende Anbauflächen in der Hand von Großgrundbesitzern oder Investoren und der Anbau durch Kleinbauern in Vertragssystemen. Kleinbauern, die Palmöl anbauen, geraten in eine extreme Abhängigkeit. Sie müssen für die Erstinvestitionen Kredite aufnehmen und sie können ihre Produkte nicht auf dem Markt verkaufen, sondern nur an einen Aufkäufer. Zwar garantiert der in der Regel die Abnahme der gesamten Ernte, dies aber zu stark schwankenden Weltmarktpreisen. Die Kleinbauern müssen Pestizide einsetzen, die Ernte ist harte Arbeit und die Pflege der Plantagen lässt in der Regel keine Zeit für den Anbau von Lebensmitteln. Die Logik des Palmölanbaus erscheint wie ein Gegenbild zu Strategien, die auf Diversifizierung, Erhalt der Biodiversität und Ernährungssicherheit setzen. Ein Blick auf Kolumbien zeigt einige spezifische Aspekte der Ausweitung des Anbaus von Ölpalmen in Lateinamerika. Zunächst sind es wieder einmal

Abbildung Seite 71:

Kleinbauer auf einem Palmenfeld bei Oeiras, Piauí, Brasilien.

eher die Wachstumsraten als die absoluten Zahlen, die beeindrucken. Betrug die Anbaufläche im Jahre 2000 noch 158.000 Hektar, war sie im Jahre 2019 auf 560.000 gewachsen.<sup>2</sup>

Dabei beginnt die Geschichte des Palmöls im Kolumbien schon in den vierziger Jahren, als die *United Fruit Company* begann, Ölpalmen in der Region Magdalena anzubauen. Aber der Aufstieg des Palmöls als wichtiger nationale Faktor begann erst mit dem *Plan Colombia*, der zur Bekämpfung des Drogenhandels und der Guerilla durch die USA finanziert wurde. Bis Ende 2009 unterstützte USAID 24 Palmölprojekte auf einer Fläche von 52.000 Hektar.<sup>3</sup>

Seit der Regierung Uribe (2002) wurde die Förderung des Anbaus von Palmöl in Kolumbien zu einer Entwicklungsstrategie im Rahmen der Förderung der ländlichen Entwicklung – und damit zu einer nationalen Priorität. Der Ausbau der Produktion von Palmöl wird dabei als Etablierung einer Agrarindustrie mit Wertschöpfung auf dem Land propagiert. Zwar ist diese Entwicklung auch exportorientiert, aber anders als in den kleinen Ländern Zentralamerikas gehen fast 50 % der Produktion in den Binnenmarkt. Dies wird dadurch befördert, dass der Einsatz von Biodiesel auf der Basis von Palmöl Teil der nationalen Klimapolitik ist. Kolumbien hat eine Beimischungsquote von 10 % für Biodiesel und garantiert damit einen nationalen Markt.

Aber natürlich ist auch Palmöl in Kolumbien von dem schlechten Ruf gefährdet, den Palmöl inzwischen erworben hat. Wie in anderen Ländern Lateinamerikas auch, versucht sich die Palmölindustrie des Landes von den Problemen in Südostasien abzugrenzen. Auf einer Promotionsreise des damaligen Landwirtschaftsministers und des Präsidenten der Vereinigung der Palmölproduzenten Jens Mesa versuchten diese, die EU zu überzeugen, das Palmöl Kolumbiens sei „einzigartig und anders“. Mesa behauptete in diesem Zusammenhang ebenfalls, dass der Einfluss des Palmöls in Kolumbien auf die Entwaldung in den letzten 20 Jahre „gleich Null“ sei.<sup>5</sup> Hier zeigt sich ein problematischer Aspekt der internationalen Debatte über Palmöl – die Konzentration auf die Frage der Entwaldung. In Kolumbien wie auch in Brasilien und anderen Ländern versichert

die Palmöllobby, die Ausdehnung der Anpflanzungen vollziehe sich nicht auf Gebieten mit Primärwäldern, sondern auf „degradierten Flächen“. Zwar ist dies ein problematischer und unzureichend definierter Begriff, weil damit sowohl sich regenerierende Wälder als auch Gebiete von Kleinbauern gemeint sein können. Dennoch ist es richtig, dass sich in Lateinamerika die Ausdehnung des Palmölanbaus nicht vorwiegend in Primärwäldern vollzieht und in Kolumbien und Brasilien wohl auch in erster Linie auf bereits entwaldeten Flächen (vgl. auf Seite 58 ff: Die andere Seite der „Green Economy“).

Daher spielt eine Kritik am Palmölanbau, die sich auf die Frage der Entwaldung konzentriert und „entwaldungsfreie Lieferketten“ als Lösung propagiert, der Palmöllobby in Lateinamerika letztendlich in die Hände. Aber die Palmölexpansion ist nicht nur problematisch, weil sie auf Entwaldung aufbaut, sondern weil sie mit einem Produktionsmodell verbunden ist, das auf Landkonzentration, Monokulturen und Einsatz von Pestiziden beruht.

Die problematischen Voraussetzungen und Folgen dieser Entwicklung zeigt das Beispiel Kolumbiens. Die Ausweitung des Anbaus von Ölpalmen reiht sich in die Geschichte der Landkonflikte in den Zeiten des Bürgerkriegs und des brüchigen Friedens ein. In den letzten dreißig Jahren hat sich die Landkonzentration in Kolumbien verstärkt. Auch Palmöl zeichnet sich durch eine extrem ungleiche Landverteilung aus. Während Kleinproduzenten (bis 20 Hektar) etwa 70 % der Palmölbetriebe ausmachen, gehören ihnen lediglich 8,2 % der entsprechenden Flächen.<sup>6</sup>

Nach Angaben des *National Center of Historical Memory* sind im Rahmen des bewaffneten Konflikts durch Kleinbauern angebaute Produkte „durch agroindustrielle Pflanzen wie Ölpalmen, Zuckerrohr und Teakholz ersetzt worden“. Die angebliche Erfolgsgeschichte des Palmöls ist also auch eine Konsequenz von Aneignungen im Kontext des Bürgerkrieges.

Ein Beispiel für diese Entwicklung ist die Region von María La Baja im Norden Kolumbiens: „Nach den Vertreibungen durch die Paramilitärs kamen die Palmöl-Unternehmer nach María La Baja, erinnert sich der Kleinbauer José Rivera: ‚Der bewaffnete Konflikt ist ein Landkonflikt. Die Paramilitärs kamen angeblich, um die Guerilla zu vertreiben. Aber hier gab es strategische Vertreibungen. Die Kleinbauern wurden von ihren Ländereien vertrieben und anschließend kamen die großen Unternehmen. Heute gibt es ein großes Imperium von Palmöl-Unternehmern in María La Baja und es breitet sich immer weiter aus.‘ Früher pflanzten die Kleinbauern in María La Baja hauptsächlich Bananen, Yuca und Mais für die Selbstversorgung und die lokalen Märkte an. Mittlerweile sieht man hier fast ausschließlich Palmen. Über 50.000 Hektar sind mit

Ölpalmen bepflanzt – auf den Ländereien, von denen einst die Bauern lebten.“<sup>8</sup>

Die Konzentration der Kritik am Palmölanbau auf die Frage der Entwaldung läuft also Gefahr, ein sozial und ökologisch schädliches Produktionsmodell zu legitimieren, das sich mit seinem angeblichen Klimabeitrag einen besonderen Mehrwert sichern will. Mit der Strategie, sich vom negativen Image des Palmöls in Südostasien abzusetzen, setzt der Sektor in Lateinamerika auf eine große Zukunft. Kolumbien wirbt damit, dass noch riesige „degradierte Flächen“ zur Ausweitung von Palmöl und anderen agroindustriell genutzten Pflanzen zur Verfügung stünden.

Trotz der imponierenden Wachstumsraten – die Bäume der Palmölindustrie wachsen nicht in den Himmel. Hier ist ein Blick auf Brasilien erhellend. Die ersten Jahre des 21. Jahrhunderts erscheinen heute als die goldenen Jahre der Agrartreibstoffe. In Brasilien waren die Hoffnungen besonders hoch gesteckt. Unter Präsident Lula sollte der Anbau von Ölpalmen insbesondere die kleinbäuerliche Landwirtschaft fördern. Mit emphatischen Diskursen und beachtlichen Finanzmitteln wurde ein Förderprogramm im Amazonasstaat Pará auf den Weg gebracht. Heute ist die Bilanz ernüchternd. Der Großteil der Anbauflächen befindet sich in der Hand von Großgrundbesitzern und Firmen. Der Anteil von Kleinbauern beträgt trotz des politischen Rückenwindes gerade einmal 10 % an der bewirtschafteten Fläche. Zudem hat sich für diese das Vertragssystem als wenig attraktiv erwiesen. Statt ein Wunderland der Palme zu werden, hat sich auch in Pará ein Flickenteppich von Konflikten und fragwürdigen Aneignungen von Land entwickelt. Aber auch die Erwartungen auf eine expandierende Nachfrage nach Biodiesel haben sich nicht erfüllt. Zwar hat Brasilien wie Kolumbien eine Beimischungsquote für Biodiesel. Diese ist im März 2020 auf 12 % gestiegen. Aber der Anteil des Palmöls am Biodiesel bleibt mit ca. 2 % mikroskopisch gering. Soja (68 %) und Tierfett liefern knapp 80 % des Biodiesels und sind die mit Abstand wichtigsten Rohstoffe für dessen Herstellung.<sup>9</sup> Zwar sind wie erwähnt die Hektarerträge bei Sojaöl gering, aber dies ist nur ein Nebenprodukt der Herstellung von Viehfutter. In Lateinamerika zeigt die Erfahrung: Wo es Sojaanbau gibt, hat Palmöl kaum Chancen. Ein deutlicher Indikator der frustrierenden Erfahrungen ist der Ausstieg des brasilianischen Erdölgiganten Petrobras aus dem Palmölgeschäft. *Belém Bionergia Brasil*, ein Joint Venture mit der portugiesischen Erdölfirma GALP, hatte zwischen 2011 und 2018 einen Verlust von 720 Millionen Reais (etwa 200 Millionen Euro) angehäuft.<sup>10</sup> Und die brasilianische Erfahrung zeigt ebenfalls: Die Ölpalme ist eine Pflanze der Konflikte. Das liegt natürlich nicht an der Palme, sondern an den gesellschaftlichen Verhältnissen, ihrer Produktion

und den sozialen und ökologischen Konsequenzen. Auch in Lateinamerika hinterlässt die Ölpalme eine Spur von Zerstörung – aber auch Geschichten von Widerstand. Da, wo die Rechte von Kleinbauern und indigenen Völkern gesichert sind, kann die Ausdehnung der Palmölplantagen gebremst werden.

#### Anmerkungen

- 1 Die Angaben stammen aus einer 2019 veröffentlichten Studie der Christlichen Initiative Romero e. V. (CIR): [https://www.ci-romero.de/wp-content/uploads/2019/09/190925\\_Derdeutsche-Rohstoffhunger\\_Interaktiv\\_web.pdf](https://www.ci-romero.de/wp-content/uploads/2019/09/190925_Derdeutsche-Rohstoffhunger_Interaktiv_web.pdf), S. 28.
- 2 <http://ail.ens.org.co/opinion/como-esta-la-calidad-de-vida-en-los-principales-municipios-palmeros-de-colombia/>.
- 3 Volckhausen, Taran: How Colombia became Latin America's palm oil powerhouse. In: Mongabay, 31.5.2018, S. 5; <https://news.mongabay.com/2018/05/how-colombia-became-latin-americas-palm-oil-powerhouse/>.
- 4 Ebd. S. 6.
- 5 <https://www.portafolio.co/economia/productores-de-aceite-de-palma-colombianos-denuncian-campana-de-desprestigio-538141>.
- 6 Die Angaben beruhen auf dem Palmölzensus von 2011. Nach: Potter, Lesley: Colombia's oil palm development in times of war and 'peace': Myths, enablers and the disparate realities of land control. *Journal of Rural Studies*, Februar 2020. Elektronische Ausgabe: <https://www.sciencedirect.com/science/article/pii/S0743016717309178>.
- 7 Nach Mongabay (s.o.), S. 5.
- 8 Das Zitat entstammt einer Radiosendung des Deutschlandfunks vom 24.08.2019 von Sophia Boddenberg: [https://www.deutschlandfunkkultur.de/palmoel-aus-kolumbien-die-schattenseiten-eines-booms.979.de.print?dram:article\\_id=457088](https://www.deutschlandfunkkultur.de/palmoel-aus-kolumbien-die-schattenseiten-eines-booms.979.de.print?dram:article_id=457088).
- 9 Angaben von 2019 nach: <https://www.mercadosagricolas.com.br/graos-e-oleaginosas/uso-do-oleo-de-soja-para-biodiesel-perde-participacao-em-2019/>.
- 10 Die Zahlen beruhen auf einer Recherche von Allan de Abreu, die im Januar 2020 in der elektronischen Ausgabe der Zeitschrift Piauí veröffentlicht wurde. Der Artikel gibt einen ausgezeichneten Überblick über die aktuelle Lage des Palmölsektors in Brasilien und ist hier einsehbar: <https://piaui.folha.uol.com.br/prejuizo-em-cacho/>.



# Ohne Frauen läuft's nicht

Iris Argüello und die Arbeit der Frauen als Trägerinnen der Pastoral in Honduras  
Von Christina Weise (Text) und Jürgen Escher (Fotos)

Plastikstühle in Türkis, apricotfarbene Wände, Fensterläden aus Holz, Wellblechdach. Am Ende des Raums hängt ein weißer Vorhang, davor ein schmales Holzkreuz mit Christus, daneben der Tabernakel. Der Blick der rund 40 Gläubigen ist aber auf den Holztisch mit weißer Spitzendecke gerichtet. Dahinter steht Iris Argüello und predigt in buntem Sommerkleid und mit einem Mikrofon in der linken Hand.

Mit der rechten Hand unterstreicht sie das Gesagte durch Gesten. „In Honduras sind bereits viele Menschen gestorben, weil sie für die Wahrheit gekämpft haben. Aber indem wir hinausgehen und uns für unsere Rechte einsetzen, setzen wir Gottes Wort in die Tat um. Es ist das Einzige, das wir tun können. Unsere alleinige Unterstützung dabei ist Gott.“ Jeden Donnerstag kommen die Bewohner des Armenviertels Papaloteca in der Gemeinde Jutiapa an der nördlichen Atlantikküste von Honduras in die kleine Kapelle und feiern unter der Leitung von Iris gemeinsam Wortgottesdienst. Die 54-Jährige gehört zu den vielen Laien in Honduras, die den Glauben in den Gemeinden lebendig halten, den Delegados de la Palabra, Botschaftern des Wortes Gottes. Sie sind bereits seit den 1960er Jahren die lateinamerikanische Antwort auf den Priestermangel, von dem besonders die Landbevölkerung betroffen ist. Die Delegados übernehmen ehrenamtlich einen Teil derer Aufgaben: Sie beraten und begleiten Erwachsene bei familiären Problemen und Jugendliche bei sozialen

Schwierigkeiten. Sie halten einmal in der Woche und bei wichtigen Anlässen Wortgottesdienste und organisieren die Vorbereitung auf Taufe, Kommunion, Firmung. Kurz: Iris Argüello verkörpert das, was Papst Franziskus bei der Amazonas-Synode als inkulturierte Kirche bezeichnete.

Tag und Nacht ist Iris für die Menschen in ihrer Gemeinde erreichbar, ständig klingelt ihr Handy. Nach dem Wortgottesdienst wird sie herzlich umarmt, alle nennen sie „Schwester“. Die Gemeinde ist wie eine Familie, Iris wie ihre Mutter. „Ich wollte nicht nur in die Kirche gehen, um die Bank warm zu halten. Ich wollte etwas tun. Also wurde ich Katechetin.“ Ihr eigentlicher Wunsch war aber von Beginn an, Delegada zu werden. „Ich spürte ein starkes Bedürfnis, Gottes Wort zu verbreiten“, sagt sie. Immer wieder wurde sie vom Pfarrer vertröstet, gab aber Hoffnung, Motivation und ihr Engagement in der Gemeinde nicht auf. 2001 fand der damalige Gemeindepfarrer dann, sie sei bereit. Vier Jahre dauerte ihre Ausbildung

Abbildung Seite 74:

Iris Argüello leitet die Wort-Gottes-Feier in der Gemeinde Jutiapa im Norden von Honduras.

Abbildung Seite 75:

Intensiv bereitet sich die „Delegada de la palabra“ auf ihren Dienst in der Gemeinde vor.





zur Delegada. Sie beinhaltet Bibelstudien, Rhetorik, Seelsorge, Sozialarbeit. Im Laufe der Zeit wurde Iris immer besser vernetzt und immer selbstbewusster. Heute ist sie für die Mitglieder ihrer Gemeinde Mutter oder Schwester, Mediatorin und Seelsorgerin. Viele wenden sich vertrauensvoll mit ihren Sorgen an sie. Iris berät Familien, unterstützt Alleinerziehende, kümmert sich um Kranke. Sie engagiert sich in lokalen Organisationen und vermittelt zwischen Bewohnern und Politik. „Die Leute sagen: Geh zu Iris, sie findet immer eine Lösung. Auch meine männlichen Kollegen verweisen immer auf mich, wenn sie nicht mehr weiterwissen“, erzählt sie und lächelt schwach. „Aber ich stoße nicht selten an meine Grenzen.“

### Einfach da sein

Der Raum ist nicht groß. Zweimal sieben Meter vielleicht, mit einem Fenster, durch das schwaches Sonnenlicht einfällt. Ein kleiner Holztisch, Plastiktüten mit Kleidung, zwei Holzpritschen. Der Raum, in einem einfachen Steinhaus mit Wellblechdach, ist das Einzige, was María Escobar seit drei Jahren sieht. Seit sie erkrankt ist, nicht mehr laufen kann und zusehends schwächer wird. Ihre drei Schwestern sind an derselben Krankheit gestorben. Sie wird die Nächste sein.

Ja, sie war beim Arzt. Er hat Geld kassiert, Medizin verschrieben, die sie nicht bezahlen kann, aber eigentlich wusste er keinen Rat. In Honduras ist gute Gesundheitsversorgung nur einer kleinen, reichen Elite vorbehalten, 18 Prozent der Bevölkerung, mehr als

1,5 Millionen Honduraner, haben gar keinen Zugang dazu. Denn selbst wenn sie zahlen könnten: Medikamente sind Mangelware, Ärzte oft weit weg – besonders auf dem Land. María dreht sich beschwerlich auf der dünnen Matratze zur Wand und schließt die Augen. Auf ihrem Rücken ruht der Blick ihrer Mutter Virginia Escobar, die im Türrahmen steht. Nun richtet sie ihn auf ihre drei Enkelkinder, die vor dem Haus spielen. Müssen sie heute wieder ohne Abendessen ins Bett? Es ist nichts mehr da. Virginia fehlt das Geld, sie arbeitet nicht, denn sie muss ihre Tochter pflegen und die Kinder großziehen. Plötzlich erhellt ein breites Lächeln ihr Gesicht. Virginia sieht jemanden auf sich zukommen: Iris Argüello.

„Iris kommt regelmäßig zu Besuch. Und immer bringt sie etwas mit: Milch, Mehl, Eier, Zucker, manchmal sogar Medizin“, berichtet Virginia und nimmt dankbar eine prall gefüllte Plastiktüte entgegen. Auch María strahlt, als Iris sich an ihr Krankenbett setzt. „Viele Menschen hier brauchen jemanden, der sich um sie kümmert, der sie begleitet und für sie betet“, erklärt Iris später, als sie wieder auf die staubige Straße tritt. Ihre Augen glitzern feucht. „Hier gibt es so viele Familien, die Hilfe benötigen. Besonders das Schicksal alleinerziehender Mütter geht mir sehr nahe. Oft haben sie und ihre Kinder seit Tagen nichts gegessen, wenn ich zu Besuch



komme. Meine Mitbringsel helfen zwar kurz, aber nicht nachhaltig.“ Sie stockt und schluckt. „Ich versuche, alles in meiner Macht Stehende zu tun, um zu helfen, und mobilisiere das ganze Viertel.“ Regelmäßig trifft Iris sich mit anderen Frauen aus der Gemeinde. Sie ziehen dann in kleinen Grüppchen los und verteilen Lebensmittel, Medikamente, tröstende Worte. Viele von ihnen sind alleinerziehend und müssen mit ihrem geringen Einkommen für das Überleben ihrer Familie sorgen. Dennoch unterstützen sie zusätzlich diejenigen im Viertel, die noch weniger haben. „Ohne die Frauen wären alle hier noch schlimmer dran“, sagt Iris.

### Das Evangelium leben

Bei ihrem Engagement begibt sich Iris in Gefahr, denn bei Protesten steht sie in der ersten Reihe – und auch friedliche Proteste enden oft gewaltsam, wenn sich Polizei oder Militär einschalten. Hat sie Angst? „Nein. Ich versuche, so gut wie möglich auf mich zu achten, auch wenn es keinen richtigen Schutz gibt. Mein Glaube gibt mir Mut und Stärke.“ Als Frau in der patriarchalischen honduranischen Gesellschaft braucht sie das auch. In Honduras wird alle 13 Stunden eine Frau ermordet. 28,8 Prozent der Honduraner geben an, dass Frauen der Teil der

Bevölkerung sind, der am stärksten von Menschenrechtsverletzungen betroffen ist, so eine Studie der honduranischen Stiftung ERIC mit dem Schwerpunkt auf gesellschaftspolitischen Analysen, die von dem Lateinamerika-Hilfswerk Adveniat unterstützt wird.

Iris möchte das leben, was sie in der Kirche predigt. Und so protestiert sie gegen die Zerstörung der Umwelt, für gerechte Land- und Ressourcenverteilung und gegen die Regierung. Ihr Vorbild: die honduranische Umweltaktivistin Berta Cáceres Flores. „Sie hat sich für den Umweltschutz eingesetzt und musste dafür sterben. So wie schon so viele andere Honduraner und auch viele Delegados“, sagt Iris und wird still. Berta Cáceres gehörte zum indigenen Volk der Lenca und setzte sich mehrere Jahrzehnte für die Rechte ihres Volkes und den Erhalt des kulturellen Erbes der indigenen Gemeinden in Honduras ein. Außerdem gegen die Zerstörung der Natur und in diesem Zusammenhang gegen den Bau eines Wasserkraftwerks am Río Gualcarque. Für ihr ausdauerndes und erfolgreiches Engagement, das Projekt wurde tatsächlich stillgelegt, erhielt sie 2015 den Goldmann-Preis, der als Nobelpreis des Umweltengagements gilt. Berta Cáceres erhielt Morddrohungen und wurde im März 2016

### Abbildungen Seite 76 und 77:

Unterwegs zum Krankenbesuch: Iris Argüello bringt Virginia und ihrer schwerkranken Tochter María Escobar Lebensmittel und Medikamente. Für viele arme Familien ist dies eine nicht nur willkommene, sondern lebensnotwendige Unterstützung. Iris Argüellos Hilfe zieht Kreise: Viele andere Frauen aus dem Viertel unterstützen die Arbeit.

ermordet in ihrem Haus aufgefunden. Erst nach gut zwei Jahren Ermittlungen durch die Polizei sowie unterschiedliche internationale Kommissionen und Menschenrechtsorganisationen konnte nachgewiesen werden, dass sowohl Politiker als auch Mitarbeiter internationaler Konzerne in die Tat involviert gewesen waren. „Frauen werden oft als schwach und dumm dargestellt. Aber wir haben Charakter. Männer haben vielleicht mehr Muskeln, aber wenn es um unseren alltäglichen Kampf geht, ist es gleich“, sagt Iris und fügt nach einer Weile hinzu. „Ganz ehrlich: Lieber sterbe ich durch einen Kopfschuss, als nichts getan zu haben.“

### Ein leuchtendes Vorbild

Frauen wie Iris sind in den Armensiedlungen und den ländlichen Gemeinden ein leuchtendes Vorbild. Sie sind von unschätzbarem Wert für das Gemeindeleben und die alltäglichen Herausforderungen. Sie nehmen kein Blatt vor den Mund und lassen sich von keinem Mann herumkommandieren. Seltsamerweise ist das vielen Mädchen und jüngeren Frauen abhandengekommen. „Ich bin die einzige Delegada, die einzige Frau in der Gemeinde“, sagt Iris nicht ohne Stolz. Ihre drei Kollegen sind Männer, weitere zwei Männer befinden sich in der Ausbildung. Aber weitere Frauen sollen unbedingt folgen, dafür setzt Iris sich ein. „Bevor die spanischen Priester in die Gemeinde kamen, waren wir Frauen es gewohnt, nur für

den Haushalt gut genug zu sein. Sie haben uns die Augen geöffnet – auch mir. Vielen Frauen wurde dadurch ein anderes, freieres Leben ermöglicht, das sehr wichtig für unser Gemeindeleben ist.“

Iris' Einsatz für den Umweltschutz und die Vertiefung des Glaubens beschränkt sich nicht nur auf ihr Viertel, mit dem Bus fährt sie auch in andere Gebiete des Verwaltungsbezirks Atlántida an der nördlichen Atlantikküste, in dem sie lebt. Auch wenn sie nicht zu ihrer Gemeinde gehören, unterstützt sie die afroindigenen Garífuna in der Nähe, die um das Recht auf ihr Land kämpfen. Sie nimmt an Versammlungen und Protesten teil und betet mit ihnen. Seit Jahrzehnten kämpfen die Garífuna an der Karibikküste gegen Diskriminierung, Landraub, Vertreibung und für den Erhalt ihrer Traditionen. Ihr Land liegt in einer heiß umkämpften Region, die multinationale Konzerne, die Agroindustrie und auch der Tourismus für sich beanspruchen möchten – und die dabei auch Menschenrechtsverletzungen in Kauf nehmen. „Als Delegados haben wir mehr Möglichkeiten, Lösungen zu finden und Aufmerksamkeit zu erregen, als andere Menschen hier. Deswegen können wir nicht aufhören“, sagt Iris und schaut schnell die neu



eingegangenen Nachrichten auf ihrem Handy durch. „Unser geliebtes Land Honduras ist reich, aber es gibt leider viele, die hier keine Stimme haben. Und viele, die ihr Leben verloren haben im Kampf für das, was Gott uns schenkte.“

### Für eine Zukunft in Honduras

Viele Honduraner scheinen den abgründigen Gedanken verinnerlicht zu haben, auf der Straße als nicht mehr menschlich und schützenswert zu gelten. Sie haben sich an die ständige Gewalt gewöhnt. Nicht so Iris. Sie habe zwar um sich selbst keine Angst, lebe aber immer in Sorge um ihre Kinder und Enkel. Mit ihrer 16-jährigen Tochter wohnt sie in einem einfachen, aber gemütlichen Haus. Unter dem Vordach baumeln Hängematten. Nebenan, auf demselben Grundstück, wohnt ihre älteste Tochter mit Mann und Sohn, ein Stück dahinter ihre Schwiegertochter mit Baby. Iris' Sohn ist mit seinem älteren Sohn vor einem Jahr in die USA migriert. „Er hat noch Träume und möchte nur das Beste für seinen Sohn. Hier ist es schwer, ein Kind großzuziehen, ihm eine gute Bildung zu ermöglichen.“ Also kündigte er seinen



schlechtbezahlten Job und gab all sein Geld einem Schleuser. Iris' zweitälteste Tochter lebt illegal in Spanien, da sie trotz Universitätsabschluss in Honduras keine Arbeit fand. Eine Träne kullert langsam aus Iris' linkem Augenwinkel.

2.500.000 Honduraner haben schwierige Arbeitsverhältnisse, verdienen also sehr wenig oder sehr unregelmäßig. Von den acht Millionen Honduranern leben fünf Millionen in Armut. Die extreme Armut, keine Aussicht auf Arbeit und die ausufernde Gewalt – Honduras steht weltweit an der Spitze der gewalttätigsten Länder außerhalb von Kriegsregionen – treiben die Menschen aus ihrer Heimat. Von 100 Migranten stammen 87 Prozent aus ländlichen Regionen. Sie suchen in den Städten ihr Glück oder verlassen das Land Richtung USA. Die Bilder der honduranischen Migrantenkarawanen gingen um die Welt. Jede Familie hat Angehörige, die ins Ausland migriert sind. Wenn Iris an ihre Kinder denkt, wird sie still und kämpft um Beherrschung. „Eine Mutter macht sich immer Sorgen um ihre Kinder“, sagt sie. „Ansonsten sind wir Frauen so stark wie Männer – oder sogar noch stärker. Viele Frauen hier sorgen allein für ihre Familie.“ Iris muss das nicht. Aber ihr Mann kommt nur einmal im Monat nach Hause, da er im Straßenbau tätig ist und durchs ganze Land geschickt wird. „Ich habe meine Kinder allein großgezogen. Nur so konnten sie in einer würdevollen Umgebung aufwachsen. In einem stabilen Haus, mit guter Bildung. Alle haben Schulabschluss und Studium, auch die Jüngste möchte studieren. Das ist teuer“, erklärt sie, die selbst kaum die Schule besuchte.

„Bei allem, was ich tue, sind meine größte Motivation meine Kinder und Enkel. Wie werden wir ihnen das Land überlassen?“ Iris zeigt von ihrer Veranda auf die tiefgrünen Berge in der Ferne. „Dort ist ein Naturschutzgebiet, aber es gibt immer wieder Brandrodungen. An manchen Tagen haben wir kein Wasser, weil es illegal beansprucht wird. Wahrscheinlich von den Bergwerken. Wir müssen um das kämpfen, was Gott uns allen geschenkt hat und nicht nur einer kleinen Gruppe. Denn wir möchten ein Honduras mit Zukunftsperspektiven und glücklichen Familien. Ein Honduras, in dem die Menschen bleiben wollen.“

Abbildung Seite 78:

Für Eduardo Antunes und die anderen Menschen im Viertel ist die Arbeit von Iris Argüello ein Segen.

Abbildung Seite 79:

„Eine Aufgabe als Delegada ist es, aktiv zu sein – für ein besseres Honduras, aus dem niemand mehr weg möchte“, sagt Iris Argüello.

# Ein desolates Gesundheitssystem – und jetzt auch noch Corona

Von Michael Kuhnert, Missionsärztliches Institut, Würzburg

„Die tiefen Ungleichheiten, die unsere Region bezüglich der Gesundheit geißeln, sind eine der wesentlichen Herausforderungen. Viele Personen in Lateinamerika und in der Karibik haben keinen Zugang zu einer grundlegenden Gesundheitsversorgung. Die Ungleichheiten hinsichtlich der Gesundheit bestehen vom Beginn des Lebens an und sind Ergebnis von Schnittstellenmerkmalen wie der sozioökonomischen Situation, dem Geschlecht, der Rasse, der Ethnie und dem Wohnort. Wie die Ökonomische Kommission für Lateinamerika und die Karibik (CEPAL) bestätigt hat, häufen sich diese Ungleichheiten rund um die Gesundheit im Verlauf des Lebens an und verhindern den vollen Genuss der Rechte und die volle Teilhabe in allen Bereichen unserer Gesellschaft.“

Man kann es auch unbürokratischer und empathischer ausdrücken: Trotz des von den Vereinten Nationen 2015 vollmundig formulierten Ziels, bis zum Jahr 2030 „keinen mehr zurückzulassen“ und „ein gesundes Leben für alle Menschen jeden Alters zu gewährleisten und ihr Wohlergehen zu fördern“<sup>2</sup> werden in Lateinamerika die armen Menschen in den Städten und die Landbevölkerung inklusive der Indigenen, Afroamerikaner und Migranten vom Zugang zu einer auch nur einigermaßen zufriedenstellenden Gesundheitsversorgung immer noch ausgeschlossen. Die Gründe hierfür liegen vor allem in der ausgeprägten Fragmentierung<sup>3</sup> und Segmentierung<sup>4</sup> der Gesundheitsdienste, die sich arme Menschen in der Regel nicht leisten können, sowie in der chronischen Unterfinanzierung des öffentlichen Gesundheitssystems: Obwohl sich die lateinamerikanischen Regierungen 2014 darauf verpflichtet hatten, mindestens 6 % des BIP für die Finanzierung des öffentlichen Gesundheitssektors auszugeben, erreichen die meisten Länder dieses Ziel immer noch nicht. Im Schnitt investieren sie nach Aussagen der Panamerikanischen Gesundheitsorganisation (OPS bzw. PAHO) bisher nur rund 4 % ihres Sozialproduktes in ihr öffentliches Gesundheitswesen<sup>5</sup>. Es bedarf somit wesentlich größerer Anstrengungen, um die primäre

Gesundheitsversorgung der (Land-)Bevölkerung zu sichern.

Die Herausforderungen sind immens, denn es müssen die Mutter-Kind-Gesundheit verbessert und die Mütter-, Säuglings- und Kindersterblichkeit weiter gesenkt werden. Außerdem müssen größere Anstrengungen unternommen werden, um Mangel- bzw. Unterernährung zu bekämpfen und die Trink- und Abwasserversorgung zu verbessern. Die Gesundheitsposten und Krankenhäuser auf dem Land sind mit (wesentlich) mehr gut geschultem Personal sowie mit zumindest zufriedenstellenden Diagnose- und Behandlungsmöglichkeiten auszustatten. Es braucht dringend eine verbesserte Medikamentensicherheit, die kontinuierliche und breitere Durchführung von Aufklärungs-, Präventions-, Hygiene-, Tuberkulose- und Impfprogrammen, die wesentlich stärkere Bekämpfung von Atemwegs-, Durchfall- und Herzerkrankungen, die Diagnose und Behandlung von vernachlässigten Tropenkrankheiten wie Chagas<sup>6</sup>, Dengue, Zika und Chikungunya sowie von chronischen, nicht übertragbaren Erkrankungen wie z. B. Diabetes. Es ist mehr als fraglich, ob all diese Maßnahmen in der verbleibenden Dekade der Agenda 2030 umgesetzt werden können, denn es fehlt den meisten Ländern dazu an finanziellen Mitteln und leider auch am politischen Willen. Lateinamerika ist nach wie vor der Kontinent mit der größten sozialen Disparität, und als eine Folge davon muss der größte Teil der Landbevölkerung, also vor allem Indigene, Kleinbauern und Tagelöhner, im wahrsten Sinne des Wortes weit entfernt von einem gesunden Leben und von der Sorge des Staates für sein Wohlergehen sein Dasein fristen.



Egal ob im Amazonasgebiet, in Patagonien, in den Hochanden oder im Gran Chaco, am Río Napo, in Misiones oder in Boquerón: Ein „gutes Leben“ mit einem Zuhause auf sicherem Grund, verlässlicher Strom- und Wasserversorgung nebst Sanitäreinrichtungen, fair geregelter Arbeit, ausreichender und ausgewogener Ernährung, guten Schulen und Straßen, Rechtsschutz, Sozial- und Altersversorgung ist so weit entfernt wie die nächste Gesundheitsstation und praktisch unerreichbar wie das „nächste“ Krankenhaus.<sup>7</sup>

Die Gesundheitsstationen sind in der Regel miserabel ausgestattet, denn es gibt dort kaum Diagnose- und Überwachungsmöglichkeiten, Medikamente, Einmalartikel und Schutzkleidung. Die stationäre Aufnahme von Patienten ist nicht vorgesehen. Gewöhnlich arbeiten dort Krankenschwestern bzw. Krankenpfleger oder angehende Ärzte in ihrem Anerkennungsjahr, dem *año rural*, sowie meist schlecht bezahlte oder ehrenamtlich tätige Gesundheitspromotoren, die die einzelnen Weiler und Ortschaften besuchen und wichtige Aufgaben der öffentlichen Gesundheitsfürsorge (z. B. Schwangerenkontrolle, Aufklärung, Prävention, Impfprogramme, Mutter-Kind-Gesundheit) übernehmen. Häufig fehlen ihnen jedoch die finanziellen Mittel und die (Mit-)Fahrgelegenheiten,

Abbildung Seite 81:

Mitarbeiterinnen der brasilianischen Fischerpastoral bringen Nahrungsmittel und Hygienemittel zu Menschen in ländlichen Regionen des brasilianischen Bundesstaates Minas Gerais. Adveniat finanzierte diese Nothilfe des langjährigen Projektpartners im Rahmen eines Corona-Sonderfonds.

um die *comunidades* im Hinterland kontinuierlich zu besuchen oder sie bei Notfällen schnell zu erreichen. Aufgrund der „asymmetrischen territorialen Abdeckung“ gibt es auf dem Land im Vergleich zu urbanen Gebieten pro Kopf deutlich weniger Krankenhausbetten, (Fach-)Ärzte und medizinisches Personal.<sup>8</sup> Die Möglichkeiten einer differenzierten Labordiagnostik sind in den Hospitälern meist bescheiden, Ultraschall- und Röntgengeräte sind, falls vorhanden, oft veraltet, defekt und/oder schlecht gewartet. Ähnliches gilt für die Ambulanzfahrzeuge bzw. Ambulanzboote. Bei der Versorgung mit Medikamenten kommt es immer wieder zu Engpässen. Einfache allgemein-chirurgische bzw. geburtshilfliche Eingriffe können in der Regel durchgeführt werden, komplexe (auch unfall-)chirurgische Eingriffe werden (wenn überhaupt!) in wiederum weit entfernte Referenzkrankenhäuser oder städtische Zentren verlegt. Intensivmedizinische Überwachung und Beatmung von Patienten sind nur sehr selten möglich. Kurz: Das Arbeiten in öffentlichen Gesundheitsstationen und Krankenhäusern auf dem Land war im Mai 2020 fast ebenso prekär wie die Lebensumstände der Menschen, die dort leben müssen! Und dann kam Corona.<sup>9</sup> Das Virus trifft mit der Landbevölkerung auf eine

besonders vulnerable Gruppe von Menschen, deren Immunabwehr aufgrund ihrer Armut, dem fast chronischen Leiden an Infektionskrankheiten wie etwa Dengue sowie ihrer schlechten Ernährungssituation bei einer potenziellen Infektion mit dem Coronavirus schnell überfordert sein könnte. Wegen der oft miserablen Trinkwasserversorgung, der problematischen sanitären Situation und mangelnder Aufklärung ist es ihr obendrein fast unmöglich, einfache Hygienestandards einzuhalten. Auch die vor einer Übertragung schützende Distanz zum Mitmenschen kann aufgrund der einfachen und beengten Wohnverhältnisse und auch wegen kultureller Gewohnheiten kaum aufrechterhalten werden. Für die Wahrscheinlichkeit von schweren Krankheitsverläufen im Rahmen von Covid-19 und dessen potenzieller Weiterübertragung verheißt das nichts Gutes! Und weil darüber hinaus die primäre Gesundheitsversorgung auf dem Land<sup>10</sup> schon zu „normalen Zeiten“ unzureichend und nahezu unerreichbar ist, muss man befürchten, dass es in „Corona-Zeiten“

auch dort zum Zusammenbruch des fragilen Gesundheitssystems kommen wird. Es fehlt an Schutzmasken, Schutzbrillen, Schutzanzügen, Handschuhen, Desinfektionsmitteln, Krankenhausbetten, Beatmungsplätzen, medizinisch bestens geschultem Personal, Medikamenten sowie der Möglichkeit und dem Know-how, verlässliche Covid-19-Tests durchzuführen und potenziell Infizierte von Nicht-Infizierten zu trennen.<sup>11</sup> Außerdem ist angesichts der Pandemie und der damit verbundenen Ausgangsbeschränkungen, der erhöhten Erkrankungsrate von Gesundheitsarbeitern, der weit verbreiteten Angst unter der Bevölkerung, der Lieferengpässe von medizinischem Equipment und der erhöhten Transportkosten die Gefahr sehr groß, dass andere wichtige Gesundheitsdienste und -programme (z. B. HIV, Tuberkulose, Impfungen, Betreuung von Schwangeren, vernachlässigte Tropenkrankheiten) nicht oder nur in sehr reduziertem Maße fortgeführt werden können, sodass sich in der Zeit „nach Corona“ der allgemeine Gesundheitszustand der Landbevölkerung nochmals verschlechtern wird.

Das Panorama ist düster. Es werden wohl auch auf dem Land viele Menschen direkt an Corona sterben. Aber wahrscheinlich werden noch viel mehr Menschen ernsthaft erkranken und/oder sterben, weil sie wegen Covid-19 nicht geimpft oder rechtzeitig medizinisch behandelt wurden. Hinzu kommt die sich jetzt schon gravierend verschlechternde Ernährungssituation: Der „Corona-Hunger“ steigt, weil es Engpässe bei der Nahrungsmittelversorgung gibt, die

Abbildung Seite 82:

Hinter Schutzmasken: Kinder in Nordostbrasilien.



Lebensmittel teurer werden und die Armen wegen der *Lockdowns* und der Quarantänemaßnahmen erhebliche Schwierigkeiten haben, für ihr Auskommen und ihr Überleben selbst zu sorgen.

Covid-19 hält die Menschheit seit Monaten im Griff und raubt ihr sprichwörtlich den Atem. Es ist paradox: Das Virus fordert Distanz, Abgrenzung und Schutz vor den Anderen, kann aber nur überwunden werden, wenn die Menschheit aufeinander zugeht, gemeinsam handelt und füreinander sorgt.

Corona ist ein bitteres Zeichen der Zeit, das uns an den Heilungsauftrag Jesu (Lk 10,9) erinnert, uns auf recht dramatische Weise vor Augen hält, dass wir ihn bisher nicht ernst genug genommen haben und deswegen zum Wohle aller ein individueller und (entwicklungs-)politischer Richtungswechsel erforderlich ist. Das Ziel der Vereinten Nationen, „ein gesundes Leben für alle Menschen jeden Alters zu gewährleisten und ihr Wohlergehen zu fördern“, darf durch Corona nicht in noch weitere Ferne rücken, sondern muss gerade wegen Corona nun endlich ernst genommen und leidenschaftlich verfolgt werden. „Wir müssen also ein Gesundheitswesen für alle anstreben – wenigstens das.“<sup>12</sup>

#### Anmerkungen

1 Organización Panamericana de la Salud (OPS), *Salud en las Américas+*, edición del 2017. Resumen: panorama regional y perfiles de país, prólogo iii (<https://www.paho.org/salud-en-las-americas-2017/wp-content/uploads/2017/09/Print-Version-Spanish.pdf>). PAHO = Pan American Health Organization.

2 Vgl. Agenda 2030, SDG 3.

3 Fragmentierung: Viele verschiedene miteinander konkurrierende Anbieter von Gesundheitsdiensten, die sich nicht in das allgemeine Gesundheitssystem integrieren. Die Qualität dieser Dienstleister variiert stark und arme Menschen können sich deren (oft auch noch fraglichen) Dienste gewöhnlich nicht leisten oder sie verschulden sich, um sie in Anspruch nehmen zu können.

4 Segmentierung: Die verschiedenen Bevölkerungsgruppen sind entweder a) über ihre Arbeitsverträge krankenversichert, b) privat versichert oder c) meist gar nicht versichert und somit auf die (Minimal-)Versorgung durch das öffentliche Gesundheitssystem angewiesen.

5 Vgl.: [https://www.paho.org/salud-en-las-americas-2017/?post\\_type=post\\_t\\_es&p=290&lang=es](https://www.paho.org/salud-en-las-americas-2017/?post_type=post_t_es&p=290&lang=es). In Argentinien beliefen sich die Ausgaben des Staates im Jahr 2017 auf 2,7 % des BIP; in Ecuador auf 4,3 % und in Paraguay auf 3,03 %.

6 Die Chagas-Erkrankung wird von dem Parasiten *Trypanosoma Cruzi* verursacht und von einer Raubwanze auf den Menschen übertragen. Sie führt unbehandelt zu Herzrhythmusstörungen, Herzschwäche, Herzversagen und/oder zu dramatischen Erweiterungen der Hohlgänge (z. B. Mega-Colon). Sie ist in Lateinamerika vor allem in ländlichen Regionen und Armenvierteln verbreitet. Die PAHO geht von 6 Millionen Infizierten aus, andere tropenmedizinische Experten von bis zu 18 Millionen! 70 bis 100 Millionen Menschen leben (vor allem auf dem Land) mit dem Risiko, sich zu infizieren.

7 „... wenn es bei uns zu einem Ausbruch mit schweren Coronafällen kommen sollte, dann haben wir ein echtes Problem. Das nächste Krankenhaus ist hunderte von Kilometern entfernt und die Wege sind hier nicht sehr gut zu befahren. Wir hoffen sehr darauf, dass es uns hier nicht so stark trifft; das wäre ohne ausreichende Infrastruktur wirklich ein Problem.“ P. Miguel Fritz OMI in: *Der Weinberg*, 06/20, S. 5. 8 In Argentinien standen 2017 für je 1.000 Personen in der Hauptstadt Buenos Aires 10,2 Ärzte und 7,3 Krankenhausbetten zur Verfügung. In der ländlichen Provinz Misiones dagegen nur 1,2 Ärzte und 1,1 Betten (Quelle: <https://www.paho.org/salud-en-las-americas-2017/?p=2706>). In Ecuador kamen 2014 in urbanen Gebieten 2,9 Ärzte auf 1.000 Personen, in ländlichen Gebieten nur 0,54 Ärzte. 2018 standen in der urban geprägten Provinz Pichincha 1,8 Betten für 1.000 Menschen zur Verfügung, in der Amazonasprovinz Orellana dagegen nur 0,8 Betten (Quellen: <https://www.paho.org/salud-en-las-americas-2017/?p=4272> und [https://www.ecuadorencifras.gob.ec/documentos/web-inec/Estadisticas\\_Sociales/Camas\\_Egresos\\_Hospitalarios/Cam\\_Egre\\_Hos\\_2018/Presentacion\\_ECEH\\_2018.pdf](https://www.ecuadorencifras.gob.ec/documentos/web-inec/Estadisticas_Sociales/Camas_Egresos_Hospitalarios/Cam_Egre_Hos_2018/Presentacion_ECEH_2018.pdf)). In Paraguay standen 2016 in der Hauptstadt Asunción 6,9 Gesundheitsangestellte (Ärzte und Pflegekräfte) und 2,2 Betten für je 1.000 Einwohner zur Verfügung; im Departement Alto Paraná jedoch nur 0,8 Gesundheitsangestellte und 0,4 Krankenhausbetten und in der Chaco-Region Boquerón nur 0,5 Betten (Quellen: <https://www.paho.org/salud-en-las-americas-2017/?p=4292> und <http://portal.mspbs.gov.py/digies/wp-content/uploads/2020/01/Indicadores-Basicos-de-Salud-IBS-2019.pdf>).

9 Die WHO erklärte Lateinamerika Ende Mai 2020 zum neuen Epizentrum der Covid-19-Pandemie, weil die Zahl der Infektionen dort inzwischen höher ist als in den USA und Europa.

10 ... und in den Städten!

11 Am 8. Juni 2020 berichtet die PAHO, dass sie inzwischen 692.000 Handschuhe, 196.000 Schutzanzüge, 489.000 Masken, 159.000 Schutzbrillen in 26 (der 54) amerikanischen Länder und Territorien sowie 3,9 Millionen Covid-19-Test ins 36 Länder und Territorien geschickt hat (Quelle: <https://www.paho.org/en/documents/covid-19-pahowho-response-report-11-8-june-2020>). Unsicher ist, wie viele dieser Sendungen für die ländlichen Gebiete Lateinamerikas bestimmt sind. Ganz sicher ist aber, dass diese Lieferungen bei Weitem nicht ausreichen!

12 Arundhati Roy, „Sie werden behandelt wie Abwasser“, Interview in der SZ vom 14.04.2020: „Das Coronavirus sollte die Menschen zumindest lehren, dass die Krankheit eines armen Menschen die Gesundheit in wohlhabenden Gesellschaften beeinflussen kann. Wir müssen also ein Gesundheitswesen für alle anstreben – wenigstens das.“

# „Die ländlichen Regionen sind ein Lehrplan für unsere Zivilisation“

Wie Adveniat Menschen außerhalb der großen Zentren in Lateinamerika beim Überleben hilft  
Ein Interview mit Thomas Wieland

„Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung sind Grundvoraussetzungen, dass Leben auf dem Land gelingen kann.“ Dessen ist sich der Leiter der Projektabteilung von Adveniat, Thomas Wieland, gewiss. Carolin Kronenburg hat mit ihm über die Lebenswirklichkeit der Menschen auf dem Land – auch in Zeiten der Corona-Pandemie – gesprochen.

*Herr Wieland, trotz Landflucht lebt nach wie vor jeder Fünfte in Lateinamerika und der Karibik auf dem Land. Wie sieht dort die Lebenswirklichkeit der Menschen aus?*

Ich selbst habe fünf Jahre lang im kolumbianischen Dorf San Bernardo gelebt. Mich beeindruckte, wie alle dafür sorgen, dass keiner auf der Strecke bleibt, wie in unserem Falle Don Jaime, der als Folge eines Schlaganfalles arbeitsunfähig war und von der Dorfgemeinschaft versorgt wurde. Adveniat kennt das aus vielen Projekten: Gemeinsam bestellte Felder, solidarische Arbeitsaktionen und die Unterstützung der Armen prägen das Leben auf dem Land. Bei den Dorffesten, den sogenannten Kermessen, laden Familien in einer persönlichen Notlage ihre Nachbarn ein, sie kochen für sie, verkaufen das Essen und können so Geld zum Beispiel für eine teure ärztliche Behandlung erwirtschaften. Es ist ein Miteinander.

Doch auf dem Land zu leben, bedeutet häufig auch, abgehängt und ausgeschlossen zu sein. Schulen sind schlecht ausgestattet, weit entfernt, häufig fehlen Lehrer oder diese sind unmotiviert. Wer auf dem Land geboren ist, ist dreimal häufiger von Armut betroffen als eine Person, die in der Stadt geboren wird.

Dazu kommt die prekäre Gesundheitsversorgung: Gesundheitsposten sind unprofessionell besetzt oder nicht vorhanden. Das auf dem Land vorhandene Wissen um Heilpflanzen und traditionelle Heiltechniken wird selten aufgegriffen, qualifiziert und genutzt.

*Auch aufgrund der von Ihnen genannten schlechten Gesundheitsversorgung sind gerade die Menschen auf dem Land dem Coronavirus schutzlos ausgeliefert. Welche Auswirkungen hat die Pandemie auf die Landbevölkerung und die Indigenen, die an abgelegenen Orten leben?*

Wir haben Sorge um Menschen, die an Corona erkranken und sterben. Indigene sind dabei aufgrund ihres Immunsystems und ihrer Armut besonders gefährdet. Menschen, die zu zehnt in einer Hütte wohnen, können keine Abstandsregeln einhalten. Ohne fließendes Wasser können sie nicht wirksam ihre Hände waschen. Und wer seine Hütte nicht verlassen darf, der kann auch nichts verdienen und hat für sich und seine Kinder nichts zu essen. Wir hören Bestürzendes vom kollabierenden Gesundheitssystem, wo Beschäftigte im Gesundheitswesen selbst erkranken und zum Teil sterben, beispielsweise an Kolumbiens Pazifikküste. Wir erfahren vom Zusammenbruch der Krankenhäuser, die niemanden mehr aufnehmen können, von Sauerstoff und Medikamenten, die zu Wucherpreisen nur noch auf dem Schwarzmarkt zu erhalten sind. Von Projektpartnern im bolivianischen Amazonasgebiet wissen wir von Gemeinden, die ihre Friedhöfe erweitern, weil sie mit



vielen Toten rechnen und diese zeitnah beerdigen müssen. Die Familien und Landgemeinden geben ihr Bestes und sind gleichzeitig heillos überfordert.

#### Sorge um die Verarmung aufgrund der Corona-Pandemie

Wir sorgen uns auch um diejenigen, die nicht an Covid-19 erkranken, aber wegen der Corona-Maßnahmen weiter verarmen, hungern und sterben. Ausgangssperren, steigende Preise für Hygieneartikel und Waren des täglichen Bedarfs, die Unmöglichkeit, eigene Produkte zu vermarkten, weil Busse und Jeeps nicht fahren, entziehen den Menschen auf dem Land die Überlebenschancen. Hinzu kommen gewaltsame Übergriffe von Gruppen, die auf das Land der Kleinbauern und Indigenen zugreifen und die dort vorhandenen Bodenschätze wie Gold oder Erdöl umweltzerstörend ausbeuten. Die Öffentlichkeit und die staatlichen Stellen sind durch Corona abgelenkt, Opfer sind leicht zu finden, isoliert und entbehren jeglichen Schutzes. Der Vorsitzende des Dachverbandes der indigenen Völker des Amazonasgebietes Coica, Gregorio Díaz Miraba, hat uns eindringlich diese Gefährdungen geschildert.

*Adveniat hat einen 2,5 Millionen Euro hohen Hilfsfonds zur Bekämpfung der Corona-Pandemie bereitgestellt. Welchen Fokus hat die Hilfe für die Landbevölkerung?*

Wir stehen denen bei, die selber helfen, und kümmern uns etwa um die Gesundheitshelferinnen und -helfer auf dem Land. Beispielsweise unterhält die katholische Kirche allein in Guatemala 193 Gesundheitsdienste mit über 1.500 ehrenamtlichen Gesundheitspromotorinnen und -promotoren. Mit Hilfe von Adveniat wurden diese mit Schutzmasken ausgestattet. Wir helfen mit bei der Erstellung von kulturell angepasstem Informationsmaterial zum Schutz vor Infektionen und bei der Schulung der Ehrenamtlichen in den Pfarrgemeinden zu Corona. Beispielsweise fördern wir in der peruanischen Amazonasdiözese San José ein eigenes mobiles Schulungsteam.

Wir hören außerdem auf die Hilferufe aus den Pfarr- und Schwesternhäusern. An Schwestern und Pfarrer, auch wenn diese selbst nicht viel haben, wenden sich viele Hungernde. Hunger glaubten wir in Lateinamerika überwunden, durch Corona gehört er wieder zum Alltag. Dafür finanzieren wir Pakete mit

Abbildung Seite 85:

Der brasilianische Kleinbauer Natal Lopes da Silva im „Asentamento Manoel Alves“ in Muricilândia, Tocantins.

Lebensmitteln und Hygieneartikel, die – die Corona-Schutzmaßnahmen einhaltend – den Menschen gebracht werden. Wir kooperieren dabei mit dem Missionsärztlichen Institut in Würzburg, das uns mit medizinischer Fachexpertise unterstützt.

Mit dem Hilfsfonds in Höhe von 2,5 Millionen Euro, der nach zwei Monaten ausgeschöpft war, ist es nicht getan. Die Arbeit von Adveniat hat sich durch Corona noch einmal als profiliert gezeigt. Glücklicherweise können wir denen schnell helfen, die an der Basis vor Ort mit den Nöten der Ärmsten konfrontiert sind.

*Das Land als Lebensgrundlage von Kleinbauern, Indigenen und Fluss-Anwohnern wird zunehmend zerstört ...*

Das stimmt leider. Die Ausbeutung von Rohstoffen und gigantische Monokulturen der Agroindustrie dringen immer tiefer in die ländlichen Regionen vor. Die Bevölkerung wird weder angehört, noch hat sie Anteil an den Erträgen. Stattdessen leidet sie an den Folgen des oft unkontrollierten Raubbaus: Verseuchte Flüsse und Grundwasser, Staudämme, Verschmutzung durch Plastik und anderen Müll, Landraub und Verlust der Weide- und Wegerechte sind die Folgen. Die Täter halten sich an keine Ausgangssperre und an keine Abstandsregel. Gerade in Brasilien, aber auch in anderen Ländern sind sie besonders aktiv, fällen Bäume, vertreiben Kleinbauern und Fischer und tyrannisieren die Landgemeinden.

*Die Ausbeutung der Bodenschätze in vielen Ländern Lateinamerikas findet auch statt, um den Rohstoffhunger Europas zu stillen. Was sollten wir Verbraucher bei unserem Konsumverhalten bedenken? Und was fordert Adveniat von der Politik?*

Fair hergestellte Produkte gibt es inzwischen in vielen Geschäften. Die Produzentinnen und Produzenten erhalten nicht nur faire Preise, sie werden auch geschult und der Schutz ihres Lebensraumes wird gefördert. Entsprechende Produkte des täglichen Bedarfs bewusst einzukaufen hilft.

Wir wollen die Menschen auf dem Land in Lateinamerika zudem stärken. Von den Vereinten Nationen vereinbarte Abkommen helfen dabei, zum Beispiel die ILO-Konvention 169, die unter anderem die Mitbestimmung indigener Völker bei Maßnahmen auf ihrem Territorium sichert. Der Deutsche Bundestag hat dieses Abkommen noch nicht ratifiziert. Wir fordern gemeinsam mit anderen Organisationen, das endlich – wie andere Länder auch – nachzuholen.

*Was sind die Grundvoraussetzungen dafür, dass ländliches Leben in*

*Lateinamerika und der Karibik in Zeiten der Globalisierung gelingen kann?*

Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung sind Grundvoraussetzungen, dass Leben auf dem Land gelingen kann. Sämtliche Initiativen, die an Adveniat aus Lateinamerika herangetragen werden und die eine Förderung erfahren, lassen sich darin einordnen.

*Das Lateinamerika-Hilfswerk Adveniat setzt also auf Projektpartner, die sich für ein würdevolles Leben auf dem Land im Einklang mit der Schöpfung einsetzen.*

*Wer sind diese Partner und welche Projekte unterstützt Adveniat?*

Die ländlichen Regionen Lateinamerikas sind ein Lehrplan für unsere Zivilisation: Kleinbauern zeigen, wie die Bevölkerung mit Lebensmitteln versorgt werden kann und gleichzeitig Boden und Grundwasser geschützt werden. Ribeirinhos, also Fluss-Anwohner, nutzen den Fischreichtum der Flüsse und bewahren gleichzeitig die Artenvielfalt und die natürlichen Wasserlandschaften. Gesundheitsprojekte beweisen, wie traditionelles Heilwissen und eine moderne medizinische Versorgung abseits der Städte gelingen. Bildungspioniere eröffnen Kindern und Jugendlichen auf dem Land Zukunftsperspektiven, die ihre Traditionen ebenso ernstnehmen wie ihre Träume. Hoffnungsgeberinnen und Hoffnungsgeber in Lateinamerika lassen eine solidarische Ökonomie zugunsten der Landbevölkerung, ein Leben in Einklang mit der Tier- und Pflanzenwelt und Bildungschancen im ländlichen Raum Wirklichkeit werden. Diese Initiativen finden sich in Pfarreien und Diözesen, im Kontakt mit Ordensgemeinschaften, christlichen Vereinen und kirchlichen Netzwerken. Sie unterstützen wir.

*Abbildung Seite 87:*

*Kleinbauern in Honduras: Juan José Muñoz und seine Frau Filipa Martínez sind stolz auf ihre Arbeit in der Landwirtschaft im Bergdorf El Pital.*



# Lesehinweise zum Thema

Isabel Cristina Barbosa de Brito: *Traditionelle Gemeinschaften – Identität, Territorium, Widerstand und Kampf*. In: Traditionell zukunftsfähig (V. internationales Kolloquium traditionelle Völker und Gemeinschaften). Kassel, 2018.

Jr. Borras, M. Saturnino, J.C. Franco, C. Kay, M. Spoor: *Land grabbing in Latin America and the Caribbean viewed from broader international perspectives*. Rom, FAO, 2001.

Benjamin Bunk: *Bildung und soziale Bewegung. Die brasilianische Landlosenbewegung und das Weltsozialforum als Räume für Bildungsprozesse* (Kultur und Bildung, Bd. 6). Paderborn, 2018.

M. Graziano Ceddia: *The impact of income, land, and wealth inequality on agricultural expansion in Latin America*. In: PNAS (Proceedings of the National Academy of Sciences) 116, 2019, S. 2527–2532.

Joachim Dürr: *Der Beitrag der Landwirtschaft zur wirtschaftlichen Entwicklung in Guatemala durch Wertschöpfungsketten und agricultural growth linkages*. International Rural Development 8 (Ed. by Béatrice Knerr). Kassel, 2015.

Joachim Dürr: *Sugarcane and oil palm expansion in Guatemala and its consequences for the regional economy*. Journal of Agrarian Change, Vol. 17 (3), 2017, S. 557–570.

Thomas Fritz: *Agroenergie in Lateinamerika*. Berlin, 2008.

Carla Gras, Valeria Hernández (Hrsg.): *El agro como negocio. Producción, sociedad y territorios en la globalización*. Buenos Aires, 2013.

Eduardo Gudynas: *Extractivismos. Ecología, economía y política de un modo de entender el desarrollo y la Naturaleza*. Cochabamba, 2015.

Eduardo Gudynas, Alberto Acosta: *Libre comercio: mito y realidad*. Quito, 2004.

Wenonah Hauter: *Foodopoly. The battle over the future of food and farming in America*. New York, 2012.

*Perspectivas de la agricultura y del desarrollo rural en las Américas: una mirada hacia América Latina y el Caribe. 2019–2020*. IICA, FAO y CEPAL. Santiago de Chile, 2019.

Sebastian Matthes: *Rohstoffwirtschaft und (Neo-)Extraktivismus in Lateinamerika*. In: Der Neo-Extraktivismus und die Bürgerrevolution. Politik in Afrika, Asien und Lateinamerika (Politikwissenschaftliche Analysen zur Entwicklungs- und Schwellenländerforschung). Wiesbaden, 2019.

S. Murphy, D. Burch, J. Clapp: *Cereal secrets. The world's largest grain traders and global agriculture*. OXFAM Research Report. Oxford, 2012.

Martina Neuburger: „Es waren einmal die Weißen Riesen in der Cordillera Blanca ...“ *Klimawandel, Ressourcen und andine Wasserwelten in Peru*. In: K. Fischer, M. Gradner (Hrsg.): *Globale Ungleichheiten. Über Zusammenhänge von Kolonialismus, Arbeitsverhältnissen und Naturverbrauch*. Wien, 2019, S. 329–333.

Martina Neuburger, M. Coy (Hrsg.): *Global Change: Herausforderungen für Lateinamerika*. Innsbrucker Geographische Studien, 38. Innsbruck, 2011.

Marielle Palau: *Con la Soja al cuello. Informe sobre los agronegocios en Paraguay*. Asunción, 2012.

PNUMA (Programa Naciones Unidas para el Medio Ambiente): *Tendencias del flujo de materiales y productividad de recursos en América Latina*. Panamá, 2013.

Unterausschuss Menschenrechte des Europäischen Parlaments: *Land Grabbing and Human Rights: The Involvement of European Corporate and Financial Entities in Land Grabbing outside the European Union*. Erstellt von Saturnino M. Borras Jr., Philip Seufert, Stephan Backes, Daniel Fyfe, Roman Herre, Laura Michéle und Elyse Mills. Brüssel, 2016.

# Impressum

Herausgeber: Bischöfliche Aktion Adveniat e.V.

Abteilung Öffentlichkeitsarbeit

Leiter: Christian Frevel

Fotos:

Florian Kopp: Titelfoto, S. 13–23, S. 30, S. 47, S. 52–57, S. 81–82, S. 85

Jürgen Escher: S. 11, S. 38–45, S. 64–69, S. 71, S. 74–79, S. 87

Roman Herre: S. 48, S. 50

Gleice Mere: S. 5

Stephan Neumann: S. 59

Achim Pohl: S. 33, S. 37

Martin Steffen: S. 3

Tina Umlauf: S. 25

Redaktion: Christian Frevel

Fotoredaktion: Jürgen Escher

Lektorat: Christina Jacobs

Layout, DTP: Jürgen Escher, Herford

Druck: Bonifatius GmbH, Paderborn

Anschrift der Redaktion:

Gildehofstraße 2, D-45127 Essen

Telefon: 0201/1756-0

Telefax: 0201/1756-111

E-Mail: [info@adveniat.de](mailto:info@adveniat.de)

[www.adveniat.de](http://www.adveniat.de)

Spenden für Adveniat:

IBAN: DE03 3606 0295 0000 0173 45

BIC: GENODED1BBE

ISBN: 978-3-9816913-7-5

Bestellnummer: KH 42

© Adveniat 2020

## Die Autoren

Dr. Jochen Dürr war von 2006–2011 Entwicklungshelfer in Guatemala und ist seit 2016 als Senior Researcher am Zentrum für Entwicklungsforschung (ZEF) der Universität Bonn tätig.

Thomas Fathauer hat viele Jahre in Brasilien gelebt und gearbeitet. Zuletzt leitete er dort das Büro der Heinrich-Böll-Stiftung. Seit 2010 wohnt er wieder in Deutschland. Er ist Mitarbeiter des FDCl und im Vorstand des Brasiliennetzwerkes Kobra aktiv.

Eduardo Gudynas ist Forscher am von Franziskanern gegründeten Centro Latino Americano de Ecología Social (CLAES) in Uruguay.

Roman Herre arbeitet als Agrar-Referent bei FIAN (FoodFirst Informations- und Aktions-Netzwerk) in Köln. Mehrfach forschte er in Brasilien zum Thema Landgrabbing.

Carolin Kronenburg ist seit 2010 Pressesprecherin des Lateinamerika-Hilfswerks Adveniat.

Michael Kuhnert ist Geschäftsführer des Missionsärztlichen Instituts in Würzburg.

Philipp Lichterbeck wohnt in Rio de Janeiro und arbeitet als freier Journalist und Reporter.

Prof. Dr. Martina Neuburger lehrt integrative Geographie an der Universität Hamburg. Schwerpunkte ihrer Arbeit sind die Ungleichheiten auf dem Land, insbesondere in Lateinamerika.

Norbert Suchanek lebt seit 2006 in Rio de Janeiro und ist seit 1988 investigativer Journalist und Autor mit den Schwerpunkten Umwelt, Menschenrechte, Brasilien und Papua-Neuguinea.

Christina Weise arbeitet als freie Journalistin und Übersetzerin in Köln.

# KONTINENT DER HOFFNUNG

## ÜberLeben auf dem Land Perspektiven für Lateinamerika

Die ländlichen Räume in Lateinamerika unterliegen einem rapiden Wandel. Die Regierungen fördern eine expansive Nutzung der natürlichen Ressourcen, vom Erdöl im Regenwald über riesige Landflächen zum Anbau von Soja und Ölpalmen bis hin zur Erschließung abgelegener Gebiete zum Bau von Stauseen und Wasserkraftwerken. Das Ziel ist eine wirtschaftlich effiziente Nutzung von Flächen, Ressourcen und Arbeitskraft in industrialisierten Betrieben.

Das Heft „ÜberLeben auf dem Land“ aus der Adveniat-Reihe „Kontinent der Hoffnung“ zeigt aber auch, dass diese Politik, die von der Idee einer globalisierten Wachstumswirtschaft ausgeht, nicht immer zielführend ist. Sie führt zudem für die Landbevölkerung zu massiven Veränderungs- und Verarmungsprozessen mit starken negativen Folgen für die Natur. Oft gehen diese Prozesse mit Verletzungen von Menschenrechten einher, die erst möglich werden, weil in den abgelegenen ländlichen Regionen keine Rechtssicherheit existiert.

Wie kann die Landbevölkerung auf die Globalisierung reagieren?

Wie kann die Überlebenssicherung der ländlichen Bevölkerung, wie können ökologische Ressourcen und kultureller Reichtum bewahrt werden?

In Beiträgen von Fachleuten aus Deutschland und Lateinamerika wird die Situation des Lebens auf dem Land aufgezeigt. Fotoreportagen schildern konkrete Beispiele und verdeutlichen, wie das Lateinamerika-Hilfswerk Adveniat gemeinsam mit der Kirche vor Ort den Menschen in den ländlichen Regionen hilft, ihre Rechte durchzusetzen und gemeinsam ihr Überleben zu sichern.